

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Hausfreundin

ein Buch für alle

Bender, Auguste

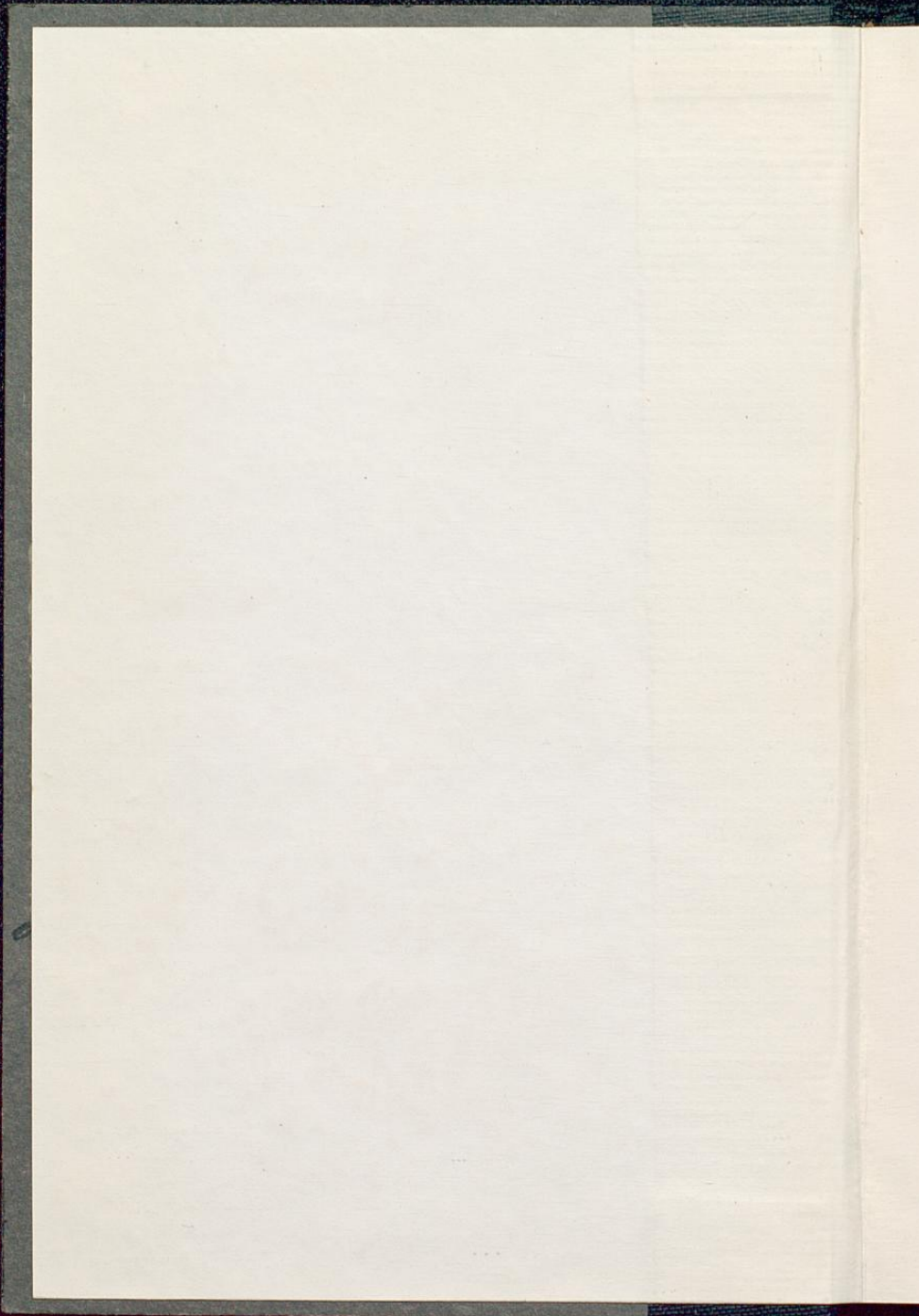
Bühl (Baden), 19XX

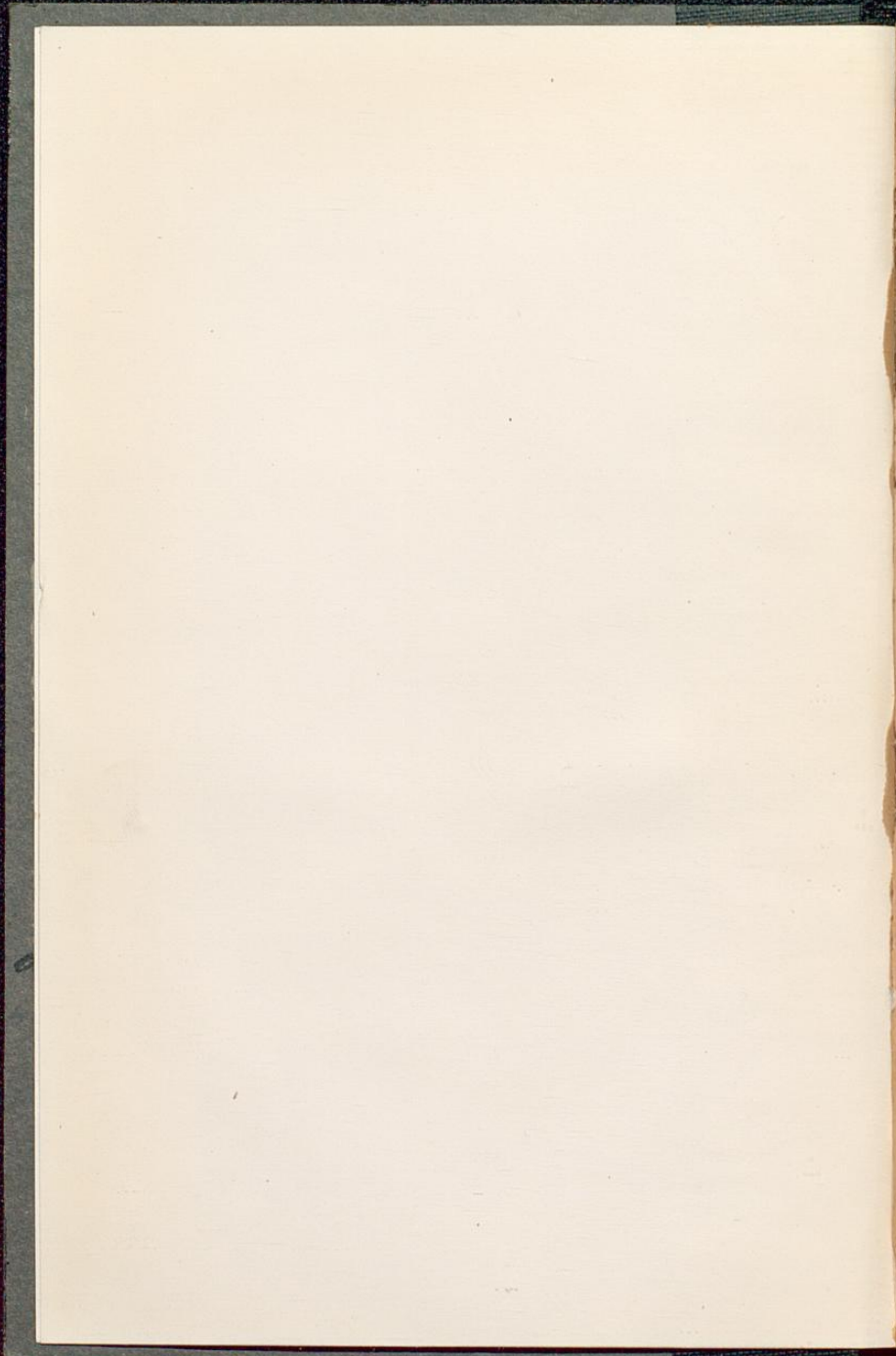
[urn:nbn:de:bsz:31-94295](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-94295)

042A

206

2





DR. TH. LAENGIN.

Die Hausfreundin.



Eine Festgabe für die Frauenwelt.

Von

Augusta Bender.

—
Zweiter Band.



Verlag der Hausfreundin
Eberbach (Baden) und Leipzig.
1901.

1242 B 1151

042
A 206, 2

—
Alle Rechte, einschließlich des Uebersetzungsrechts,
vorbehalten.
—



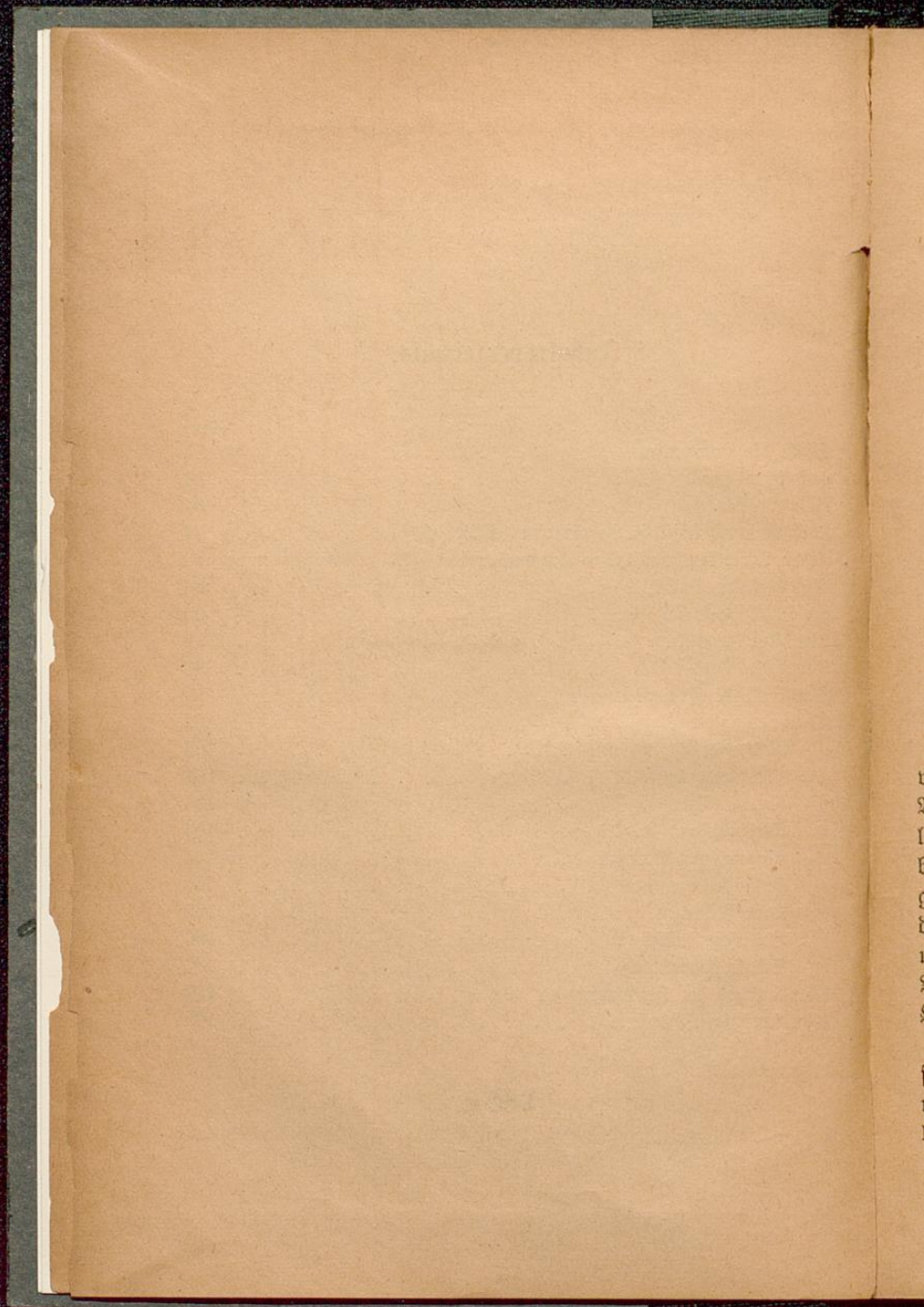
Druck von Carl Rembold & Co. in Heilbronn.

z 0 B

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Sorle die Lumpenfrau	5
Goldchens Hund	52
Nur ein Mädchen	64
Was dem Oberpostrat Lauermann passiert ist	74
Ueber Amerikanisches Erziehungsweisen	80
Das deutsche Volkslied	86
Zu Thal (Gedicht)	90
Alte Volkstrachten <i>(mit Bildern von A. Franke)</i>	92
Allerhand Praktisches	96
Der Badische Frauen-Verein	99
Kochrezepte	103
Eierpudding	103
Milchpudding	104
Rote Grütze	104
Wasserkuchen	104
Aufsaut mit Kompot	105
Holunderbeersuppe	105
Kartoffelkuchen	105
Bayerische Nüsse	106
Schokoladenpudding	106
Pflaundersube der Hausfreundin	107
Gemeinnützige Industrie	109







Sorle die Lumpenfrau.



I.

An der Grenzscheide beider Gemarkungen, eine Ackerlänge von der großen Straße entfernt, lag eine von Baum- und Buschwerk dunkel eingeschlossene Mühle, die zu der sprichwörtlichen Wohlhabenheit des Baulandes einen seltsamen Gegensatz bildete. Der abseits führende Feldweg war zwar von Wagengeleisen gefurcht und zerschnitten, doch mündeten sie nicht in die mit Gras bewachsene Einfahrt, sondern verliefen sich rechts und links in das langgestreckte, vom Heimerbach durchzogene Wiesenthal, welches nach Süden durch eine Hügelkette, nach Osten durch den schönen Heimerthaler Wald seinen Abschluß fand.

Halb um die Mühle, von Nordosten kommend, schlängelte sich ein breiter, von Erlengestrüpp bewachsener Graben, der mehr Schlamm als Wasser und mehr Frösche als Fische entzieht. Südwestlich, in dem von hohem Haag gegen die Felber

abgegrenzten Grasgarten, befand sich das Wehr, von welchem ein zerbrochener, moosbewachsener Kandel in die Schufrinne führte. Hinter derselben erhob sich eine undurchdringliche Wildnis von halbvermoderten Kammrädern, zersprungenen Mahl-



steinen und allerlei mit Unkraut und Buschwerk bewachsenem Schuttgeröll, unter welchem in tiefem, schmalen Bette der Mühlgraben seinen Abzug in den Heimerbach hatte.

Auch das einstöckige Anwesen war in tiefem Verfall begriffen. Von dem schiefen Giebel war der Bewurf abgebröckelt, und die zwischen dem Fach- und Sparrenwerk klaffenden Ritze

waren nur notdürftig mit Heu und Moos verstopft. In der Bodenkufe hing ein windschiefer, verwaschener Fensterladen, und windschief, verwaschen und eingefunken war alles von den Kellerräumen bis zu dem wetterzerzausten, mit Moos und Mauerraute bewachsenen Strohdache. Es schien alles in Grau und Grün getaucht — allein es war nicht das Grün des Entstehens, sondern des Vergehens — Schimmel und Moder auf allem, was als ein Werk von Menschenhänden dem nagen- den Zahn der Zeit unterworfen war.

Und so schief, verschimmelt und eingefunken war auch der Müller und seine Ehehälfte. Niemand wußte oder kümmerte sich darum, woher die Leute gekommen waren; und wäre der Mathes nicht ein paarmal des Jahres in der Heimerthaler Kirche gesehen worden, so würde man ihn und seine Mühle gänzlich vergessen haben.

Es war ein Wunder, daß er sich überhaupt auf derselben halten konnte, denn nur das Hochwasser vermochte seinem Mühlrade einen frischen, fröhlichen Anstoß zu geben, so daß es sich in tanzender Bewegung auf dem Absatz herumdrehte und im Uebermaße seines Glückes die Handwerksregel ausplauderte:

„Stiehl tapfer! Stiehl tapfer!
Drei Sechstel vom Achtel“.

Doch solch ein wilder Freudentaumel konnte immer nur von kurzer Dauer sein; aus dem Hüpfen wurde bald wieder ein schleppendes Schreiten, ähnlich der Taktart:

„S'ich en armer Ma' daus — —
Gebt'm! Gebt'm!“

Und wenn der Gang des Mühlrades noch langsamer und feuchender wurde, dann pflegte auf dem Anwesen eine förmliche Verzauberung um sich zu greifen. Der Rauch auf dem Dache wurde immer dünner und durchsichtiger; der alte magere Hofhund ließ die Ohren hängen und schnappte nur im Traum

zuweisen nach einer vorbeisummennden Fliege; die wenigen Hühner wurden ruppig und struppig; die Gänse vermochten sich nur noch mühsam zum Heimerbach zu schleppen, wobei die vordere die Frage stellte:

„Wie lang ist's denn noch bis zur Ern'?“

„Sieben Wochen,“ seufzte die zweite; und die dritte ächzte hinten drein:

„O Brüder! Das erleben wir nimmer.“

Und so wie dem Geziefer, ging es schließlich auch dem Müller-Matthes. Die inneren Räder seiner schiefen, hageren Gestalt wurden immer schleppender; und eines Tages legte er sich hin und starb, ohne daß man wußte, wie es gekommen war.

Seine Witwe aber zog fort zu Verwandten oder Bekannten — es fragte niemand, wohin? — und die verwahrloste Mühle wurde von den Gläubigern zum Verkauf ausgeschrieben.

Alein es wollte sich keiner finden, der ein Angebot machte, am wenigsten ein ordentlicher Bauer oder Handwerksmann. Nicht, daß sich Geister- oder Gespenstergeschichten an das trübselige Gebäude knüpften; denn das würden die aufgeklärten Bewohner jener Gegend lachend in den Kauf genommen haben. Was aber die Eichheimer Mühle so unverkäuflich machte, war der ihr anklebende Fluch der Lächerlichkeit — ein gewisser unbeschreiblicher Arme-Leut-Geruch, wie er sich in der verspotteten Gangart des Mührades, sowie in anderen, das verlotterte Wesen bezeichnenden Redensarten und Wigen kundgab.

Unter diesen Umständen erregte es die größte Verwunderung, als sich auf einmal — mitten im kalten Winter — das Gerücht verbreitete, daß der Eichheimer Nathan die Mühle gekauft oder gepachtet habe. — Das Unglück dieses Mannes schien damit jetzt erst in seinem vollen Umfang zu Tage getreten und sein Loos besiegelt auf Lebenszeit. Denn bis dahin war es nie erhört worden, daß sich einer aus eigener Kraft aus jener Unglücksstätte wieder herausgearbeitet hatte. Alle

waren entweder hinausgeworfen, oder — wie der letzte Müller — hinausgetragen worden, ohne daß sich jemand besonders darum gekümmert hätte.

Um den Nathan Ehrmann dagegen war allgemeines Klagen und Trauern; denn er war einer altangesessenen, allgemein geachteten Familie angehörig und nicht durch eigenes Verschulden in diese Not gesunken. — Von seinem Vater, den er bereits im frühen Jünglingsalter verloren hatte, war ihm ein ausgebehnter Viehhandel zugefallen, der weit ins württembergische Ländchen bis ans Allgäu reichte. Ja, der unternehmungslustige junge Mann dehnte seine Geschäftsreisen zuweilen bis an den Bodensee aus, wo seine Mutter herstammte, und dort war es auch, wo er sich eines Tages eine hübsche, junge Frau geholt hatte.

„Sie ist brav und gut,“ sagte er zu seiner Mutter, „doch dürft ihr sie nie nach ihrem Vermögen fragen, denn sie hat nichts, als was sie sich während der drei Jahre ersparte, als sie im Hause eures Bruders diente.“

Aber das hatte die alte Frau schon zuvor gewußt und sich im stillen mit dieser ungewöhnlichen Thatsache vertraut zu machen gesucht. Denn Nathan hätte um die reichsten Töchter des Landes freien dürfen und würde überall mit offenen Armen empfangen worden sein. Und so war es der würdigen Frau Ehrmann freilich ein bißchen hart angekommen, daß eine so weit herkommende und doch so arme Schwiegertochter sich in das stattliche Eckhaus am Brunnen, das sie mit ihrem seligen Gatten so wohlulich eingerichtet hatte, nun zeitweilig ins warme Nestchen setzen sollte, ohne dazu ein Gräschen oder Hälmchen beigeuert zu haben.

Kaum aber hatte sie dem so schüchtern und anmutig vor ihr stehenden jungen Mädchen in die klaren, blauen Augen geschaut, als sie ihr alles in Gedanken abbat, was sie bis dahin in der heimlichsten Falte ihres Herzens gegen sie ge-

argwöhnt hatte. Sie nahm sie auf in ihre Mutterarme und gab ihr den Segen ohne Rückhalt und Einschränkung.

„Was hat sie denn für Haare?“ wandte sie sich dann an ihren Sohn, als jene hinausgegangen war.

„Braunrote,“ entgegnete Nathan etwas zögernd.

„Krumme (Krause)?“ forschte sie weiter.

„Nicht, daß ich wüßte!“

„Nun, dann wird sie doch vielleicht nicht jähem Sinnes sein,“ tröstete Frau Ehrmann; und sie sollte sich nicht getäuscht haben, denn eine bessere Schwiegertochter als das schöne Sorle hätte sie im ganzen Baulande nicht mehr finden können.

Alles schien ihr unter den Händen zu wachsen und zu gedeihen. Sie wußte aus wenigem viel zu machen und allein das Haus in solch musterhafter Ordnung zu halten, wie es früher keine zwei vermocht hatten. Und das wurde auch nicht anders, als später ein kleiner Bube in den Zimmern herumsporang und das Unterste zu oberst zu kehren suchte. Ehe man wußte wie, war wieder Ordnung hergestellt, ohne daß ein lautes Wort gefallen wäre.

Die Großmutter starb bald nach der Geburt eines zweiten Enkelchens, und Sorle war jetzt unumschränkte Gebieterin in dem geräumigen Anwesen. Betreffs der Geschäfte ihres Mannes aber suchte sie sich stets der Einmischung zu enthalten; und auch wenn der Nathan oft eine Woche lang nicht nach Hause kam, pflegte sie keine Frage zu stellen, sondern ruhig abzuwarten, was er ihr mitzuteilen beliebte.

Doch dieses änderte sich im Laufe weniger Monate; denn wie hätte sie es ruhig mit ansehen können, daß die klare, offene Stirn ihres Gatten sich allmählich verdüsterte, sein Blick ausweichend und sorgenvoll, sein sonst so elastischer Gang schleppend und langsam wurde, als ob er eine unsichtbare Bürde auf den Schultern trüge.

Und sie bat und flehte, er solle ihr seinen Kummer anvertrauen, da es der Frau gutes Recht sei, dem Manne die

Hälfte desselben abzunehmen. Und dann versuchte er, heiter zu scheinen und Witz zu machen, die ihm aber noch schwerer als in früheren Zeiten gelingen wollten. Doch der Gattin klares Auge durchschaute alle Verstellungskünste.

Und dann ereignete sich, was nicht mehr abzuwenden war, und was mit Ausnahme der jungen Frau die Klein-Eichheimer Gemeinde vorher gesehen hatte: Ueber Nathans Haus, Fahrnisse, Liegenschaften und ausstehende Gelder wurde ein gerichtliches Verzeichniß aufgenommen; denn „durch Bürgen kommt Bürgen“, und sein bester Freund, der Mousche Löb, war der Hefker seines Wohlstandes geworden, wie dies auch anderen Orts der Fall zu sein pflegt.

Sorle litt unsäglich, als sie diese Entdeckung machte, und zwar mehr in der Seele ihres Mannes, als in ihrer eigenen; war sie doch von Jugend auf mit Not und Armut handgemein gewesen und wußte, was ein frischer Sinn und ein Paar kräftige Arme zu bedeuten hatten. Freilich waren damals noch keine Kinder vorhanden, doch auch diese hätten ihr Muttergut in ihren gesunden Gliedern und aufgeweckten Köpfen mit auf die Welt bekommen.

Ihre Sorge galt also hauptsächlich dem heißgeliebten Ehegatten, der als das Kind vermöglicher Eltern einem derartigen Schicksalswechsel am wenigsten gewachsen schien.

Anfangs hatte sie freilich noch gehofft, aus den Trümmern ihres Wohlstandes wenigstens das Haus retten zu können, in welchem Nathan nebst seinen Kindern das Licht der Welt erblickt hatte. Doch auch diese Hoffnung war ein trügerisches Irrlicht gewesen; denn die Frau des Mousche Löb hatte ihr Vermögen an sich gezogen, und damit war dessen Ruin, und mit ihm der seines besten Freundes, endgültig besiegelt worden.

Nathans Schicksal erregte allgemeine Theilnahme; der Löb aber, für den Nathan gebürgt hatte, mußte sich allenthalben die härtesten Nachreden gefallen lassen; denn es war nicht die Not eines Ertrinkenden gewesen, die ihn getrieben hatte, sich

an die Rockschöße seines Ketters anzuklammern und diesen mit sich in den Abgrund zu reißen; es war — ja, was war es denn? Hochmut, Eigensinn, Gewinnsucht, Hartnäckigkeit, jeder hatte eine andere Deutung für Mousche Löb's Beweggründe, und er that nichts, sich gegen irgend eine zu verteidigen.

So viel aber war außer Zweifel, daß er sich mit seinem jüngeren Better, dem Kusel (Karl) Wertheimer, in grimmigsten Wettbewerb befand. Er hatte von vornherein dagegen protestiert, daß jener sich weiter unterhalb der Hauptstraße gegen Heimerthal ansiedelte, woher des Mousche beste Kundschaft zu kommen pflegte; denn in keiner der drei wohlhabenden Heimerthaler Ortschaften befand sich ein einziges Ellenwarengeschäft und überhaupt kein jüdischer Handelsmann.

Es wäre freilich für beide Kaufleute genug zu verdienen gewesen, allein der Mousche Löb hatte Dorf und Umgegend bereits als seine rechtmäßige Domäne angesehen und demzufolge seinen jüngeren Better als einen frechen Eindringling behandelt, dessen aufblühendes Geschäft zu vernichten er fortan zu seiner Lebensaufgabe machte.

Als der Kusel in seinem zu ebener Erde gelegenen Laden ein Schaufenster einrichtete, ließ der Mousche das untere Geschloß seines Hauses, in welchem sich bis dahin die Keller- und Waarenräume befunden hatten, gleicherweise zu einem Laden mit sogar zwei Schaufenstern ausbauen. Es war dies völlig überflüssig, indem das Haus etwas abseits von der Heerstraße stand und von niemand aufgesucht wurde, der nicht zuvor schon davon gewußt hatte.

Die Kundschaft des Mousche Löb war folglich durch den Umbau weit weniger gewachsen, als seine Schulden, ja viele meinten, daß sie sich dadurch verringert habe; denn es liegt in der Natur der Menschen, sich zurückzuziehen, wo man sie merken läßt, daß sie gar zu sehnlichst erwartet werden.

Dazu kam, daß der Kusel, der weit in der Welt herumgekommen war, ungleich billigere Bezugsquellen als sein wenig

gewanderter Better hatte, und deshalb auch billiger verkaufen konnte.

Dies verbitterte den Mousche Löb dann immer heftiger, und er suchte die Preise seiner Waren in gleicher Weise herabzusetzen; denn wenn er den anderen, wie er meinte, nur erst einmal geschäftlich tot gemacht hätte, so könnte er, wie vordem, die gleichen Gewinste nehmen. — Doch sollte er sich verwundern, was der Kusel für ein zähes Leben hatte. So weit er auch sein Geschäft noch ausdehnen, so niedrig er seine Preise stellen mochte, es sollte ihm nicht gelingen, die sich verlierenden Kunden wieder anzulocken. Und das einzige Mittel, das ihm noch geblieben wäre, nämlich mit seinem Konkurrenten ein Verständniß betreffs der Preise oder gar ein Compagniegeschäft einzugehen, konnte bei seinem eigensinnigen, verschlossenen Wesen nicht in Frage kommen.

So ging es, wie es immer geht, wenn einer dem anderen eine Grube graben will und sein Handwerkszeug nicht geschickt genug zu handhaben weiß. — Schade nur, daß der Mousche auch seinen besten Freund in seinen Fall verwickelte; denn dies verzieh ihm weder Jude noch Christ.

Der Nathan allein hatte kein bitteres, tadelndes Wort für den Bersentem und suchte das Gespräch abzubringen, wenn jemand die traurige Geschichte, die den ganzen Herbst über in der Leute Mäuler umging, wieder aufzuwühlen suchte.

So war er schließlich froh, als ihm die einsame Mühle zum vorläufigen Unterschlupf angeboten wurde, um nur die Stichel- und Schimpfreden auf den Mousche nicht länger mehr mit anhören zu müssen. Denn viele waren der Meinung, daß jener nur einen Scheinbankrott gemacht und die über Bedarf eingekauften Waaren heimlich beiseite geschafft habe, um später, wenn erst über die Sache einmal Gras gewachsen wäre, in irgend einer Großstadt ein neues Geschäft anzufangen.

Der Nathan allein stimmte nicht in das allgemeine Verdammungsurtheil, und obgleich ihm des öfteren zu Gehör ge-

redet wurde, daß sein ehemaliger Freund jetzt sein erbittertster Feind geworden wäre, so blieb er nichtsdestoweniger bei seiner Aussage, daß der Mousche Löb keiner absichtlichen Schlechtigkeit fähig sein könne.

Manch recht und redlich Gesinnter bewunderte diese milde Denkungsart des schwer Geschädigten, die ihn auch dann noch nicht im Stiche ließ, als er seinem Elternhause den Rücken kehren mußte.

II.

Es war zu Anfang des neuen Jahres, als der Nathan in die verwahrloste Mühle zog — bei einem so nasskalten Wetter, daß man, wie die Leute sagten, keinen Hund auf die Gasse hätte hinausjagen mögen.

Sorle war bereits am Vormittag mit Fußkübel und Scheuerlappen vorausgeeilt, um die ausgehöhlten Dielen einer nochmaligen Bearbeitung zu unterziehen. In dem zwischen Stube und Kammer eingemauerten Kachelofen rauchte währenddessen etwas grünes, nasses Baumgezweig, das sie im Grasgarten unter zerschmelzendem Schnee und Eis aufgelesen hatte; kein Wunder, daß es nicht in Flammen kommen wollte.

Die Finger waren dem armen Sorle schon lange blau und steif gefroren, denn ein Windstoß um den anderen fuhr durch die rissigen Fenster und Lehmwände, und dann wieder aufs Strohdach hinauf und durch den haufälligen Schornstein herab, um die mattglimmenden Reifstengel vollends auseinanderzuwerfen und auszulöschen.

„Ach Gott, was ist doch der Winter so hart für die armen Leut!“, seufzte Sorle und war froh, daß wenigstens ihre beiden Knaben bei guten Nachbarnleuten geborgen waren.

Und jetzt kam auch der Nathan mit einem doppelrädigen Karren, auf welchem sich unter anderem auch ein Korb mit dürren Holzflößen befand. Außer den Bettstellen aber hatte der Nathan nicht viel mehr mitnehmen können, und nachdem man sie in die Kammer gebracht und aufgeschlagen hatte,

machte er sich abermals auf den Weg, um die kleine Kücheneinrichtung und die wenigen Vorräte nachzuholen.

So hatte Sorle Zeit gewonnen, ein ordentliches Feuer anzuzünden und einen Topf mit Kaffeewasser aufzustellen. Dann machte sie sich eilig daran, die halb erblindeten Fensterchen mit weißen Mouffelinvorhängen zu bekleiden. Dagegen nahmen sich die rußgeschwärzten Wände dann freilich um so häßlicher und schmutziger aus, und Sorle zerbrach sich lange den Kopf, was da zu machen wäre, da man doch bei solch naßkaltem Wetter nicht tünchen konnte.

Doch hatte sie es draußen unter dem Haage nicht wie Ephen oder Immergrün im Schnee schimmern sehen? Und ohne der Wasserlachen des rissigen Bodens zu achten, eilte sie in den Baumgarten, und bald waren die dunkelsten Stellen der kahlen Wand mit frischem Grün bedeckt, und es war noch genug vorhanden, um draußen über der Stubenthüre einige zum Kränzchen geformte Ranken aufzuhängen.

Durch die Fenster fiel bereits der fahle Abendshimmer, als Nathan mit seiner Ladung zurückkehrte, doch ohne die Knaben mitzubringen. Denn Männle (Emanuel), der jüngere, hatte so fest geschlafen, daß er nicht zu ermuntern war, und so hatte man auch den älteren dort lassen müssen.

Sorle öffnete leise die Stubenthüre, um etwas Licht in den schon völlig dunklen Vorplatz zu lassen.

„Der Herr segne deinen Eingang, Nathan!“ grüßte sie lächelnd, als jener mit Staunen auf der Schwelle des schon einigermaßen durchwärmten Raumes verweilte. Einen dankbaren Blick auf seine Frau und dann nach oben gerichtet, murmelte er einige Gebetsworte, worauf er sanft die Thüre schloß und seinen Stoc in eine Ecke stellte.

Sorle betrachtete ihn währenddessen mit unverkennbarer Besorgnis. Die Blässe seines wohlgebildeten Gesichtes war noch auffallender als gewöhnlich, und als er jetzt ein Vorhängchen des Fensters zurückstrich, bemerkte sie, daß sich unter

dem seidenweichen, kohlschwarzen Haargelocke die ersten Silberfäden zeigten.

Rasch verschwand sie in der Kammer, um die hervorstürzenden Thränen zu verbergen, und als sie dann wieder in die Stube kam, war die Dämmerung bereits hereingebrochen, und es war finster genug für die beiden Eheleute, um ihre sorgenvollen Blicke der gegenseitigen Wahrnehmung zu entziehen.

Sorle hatte unter dem Gerümpel noch einen morschen Ast gefunden, den sie über dem Knie zerbrach, während das im Ofen knisternde Feuer eine zuckende, zitternde Helle über ihre feine Gestalt verbreitete.

Als sie dann, geräuschlos hin und her gehend, noch einige Ordnung geschafft hatte, ließ sie sich auf die Bank an der Schmalseite des Tisches nieder, wobei sich ihren Lippen ein leichter Seufzer entrang.

„Was ist's?“ fragte Nathan teilnahmsvoll. „Ich fürchte, du hast dich überangestrengt?“

„Nein, o nein! Ich habe nur eben darüber nachgedacht, wie viel besser du jetzt daran sein würdest, wenn du eine vermögliche Frau geheiratet hättest.“

„Wie kannst du nur auf solche Gedanken kommen?“ versetzte Nathan vorwurfsvoll. „Eine Frau wie du ist nicht mit Gold aufzuwiegen. Wo andere heulen und lamentieren über Dinge, die nicht zu ändern sind, da sprichst du einem Trost und Hoffnung ein und nimmst einen so großen Teil der Last auf deine Schultern, daß der Rest kaum noch zu spüren ist. Du verstehst es, die elendeste Hütte zu einem Paradies zu machen, so reinlich und stink und accurat, wie du bist. Und noch ehe ich dich mit den Augen meines Leibes gesehen hatte, wußte ich schon, daß keiner mit dir angeführt wäre.“

„Dies und das hat die Sorle gekocht, gebacken, gebraten und eingemacht. Der Boden so weiß wie ein Rabbinerstisch, kein Stäubchen auf den Möbeln, kein Unthätle an dem Küchengeschirr.“ — Und als ich den Dunkel und die Tante so sprechen

hörte, da vergaß ich all das herrliche Essen und schaute in einem Fort nach der Thüre, ob du nicht endlich erscheinen und zuguterlezt den Kaffee bringen würdest. Aber es kam noch etwas Besseres — ein Apfelschalet, wie ich zeitlebens noch nichts gekostet hatte. — Und ich sah, wie stolz der Onkel und die Tante auf deine Kochkunst waren. — Und als du dann endlich selber kamst — so zierlich und so klein und sauber anzusehen, wie aus dem Ei geschält, und immerfort auf den Boden blickend, so gerne ich dir auch in die Augen geschaut hätte — da wußte ich, die ist's und keine sonst, sofern sie mich mag und meine Mutter ihren Segen dazu giebt.

„Sie ist rechtschaffener Leute Kind,“ sagte der Onkel, als du wieder aus dem Zimmer gegangen warst, „und sie wird auch nicht wie eine Magd, sondern wie das Kind vom Hause gehalten. Solltest mal hören, wie die kleine Person die Metzgerburschen abfahren läßt, wenn einer ihr den Hof zu machen sucht. Und sie haben jetzt auch alle gewaltigen Respekt vor ihr, und es getraut sich keiner mehr, ihr nachts vor die Fenster oder Thüre zu kommen.“

„Und von alledem hast du mich nicht das Geringste merken lassen?“ warf Sorle dazwischen.

„Nein! Ich wollte zuerst noch den Rabbiner und dann deine Eltern sprechen, und bis dahin suchte ich Mund und Augen im Raum zu halten. Der Rabbiner aber hat nichts als Gutes und Schönes von dir gewußt — und deine Eltern haben dich mir nicht nachgeworfen und du dich selbst am wenigsten. Wie kannst du dir also solch trübe Gedanken machen, als ob ich nur eine Stunde vergessen könnte, welcher einen Schatz mir Gott in dir beschieden hat! Ein Dach über dem Kopfe hat er uns allbereits gegeben; und so wird er es auch an einem Stücklein Brot nicht fehlen lassen.“

Sorle stand auf und tastete sich der Stelle zu, wo der Sprecher auf einem Holzstuhle Platz genommen hatte.

„Hab' Dank, Nathan!“ sagte sie, ihm über die weichen

Haare streichend. „Du hast mich heut' zum zweitenmal ge-
freit; und will's Gott, so wirst du es auch künftig nicht zu
bereuen haben. Weißt du noch, wie schwer es mir gefallen ist,
dich zum erstenmal ‚du‘ zu nennen, so lang auch unser
Brautstand dauerte? Jetzt aber fasse und halte ich dich auf
Lebenszeit; und wie du einst meine eigene Armut um meiner
Person willen gering geachtet hast, so wollen wir's jetzt auch
mit der deinigen halten und uns im Glauben und Gott-
vertrauen nach unserer Decke strecken, so kurz sie auch ist.
Warme Füße werden wir doch bekommen, solange wir im
Herzen die Liebe nicht erlöschen lassen.“

„Amen!“ bestätigte Nathan; „und jetzt wollen wir zum
erstenmal die Lampe in unserer neuen Heimat anzünden,
zuvor aber beten, daß der Gott unserer Väter auch diese Stätte
heilige, wo noch nie ein Mann vom Stamme Israel ge-
essen hat.“

„So sei es,“ versetzte Sorle. Und es ward stille in dem
kleinen Gemach, und man hörte nur zuweilen, wie die beten-
den Lippen sich in leisem Gemurmel bewegten.

III.

In der Wohnung des Mousche Löb sah es derzeit nicht
halb so heimisch, wie in der abgelegenen Mühle aus, obgleich
dieselbe sich in dem sogenannten Schloß — einem lang-
gestreckten Gebäude mit mehreren Eingängen, breiten Fluren
und großen Fenstern — befand. Auch die Möbel waren noch
vollzählig und in guter Beschaffenheit, und Kisten und Kasten
wohlgefüllt von Weiß- und Silberzeug. Denn die Frau des
Mousche Löb hatte alle bewegliche Habe mit Beschlag belegt,
so sehr auch ihr Gatte dagegen protestieren mochte.

Als dem Mousche das Ellenmaß aus der Hand genommen
wurde, hatte Frau Fanny zu Schere und Nadel gegriffen,
um die Künste ihrer Mädchenjahre zum Broterwerbe nutzbar
zu machen, wie sie es bis dahin für ihre aufwachsenden Kinder
gethan hatte. Es waren ihrer vier — der älteste, ein Sohn,

war sieben Jahre alt, das jüngste, ein Mädchen, etwa zwei Stübe konnte ihr somit noch keines sein. Doch wurde sie auch nicht viel in ihrer Arbeit von ihnen gestört, besonders solange der Vater zu Hause war. Sobald sein Schritt auf dem langen Gange hörbar wurde, versteckte sich jedes in die hinterste Ecke der geräumigen Wohnstube oder ins Nebenzimmer. Auch Fanny pflegte dann ängstlich ihren Anzug zu mustern, das weiße Häubchen über dem schwarzen Scheitel fester zu stecken und dann nochmals einen suchenden Blick auf Stühle und Fußboden zu werfen, ob nicht irgendwo noch ein Kleidersegen zu entdecken wäre.

Denn wie sie es auch anstellen mochte, der Mousche hatte noch immer etwas zu schelten und zu tabeln gefunden. Sie konnte ihm nichts mehr zu Danke machen, besonders seit es ruchbar geworden war, daß der Nathan in der verwahrlosten Mühle eine Zuflucht suchen mußte. Und heute, an dessen Umzugstag, war er bereits in aller Frühe ohne Gruß davongegangen und seither nirgends mehr gesehen worden. Jedemfalls war er über Feld in einem der drei Heimertthale, wo er sich eine Kundschaft als Schmußer zu gründen suchte — das heißt, allenthalben Nachfrage hielt, wo es ein Stück Vieh zu kaufen oder zu verkaufen gab — und was damit zusammenhing.

Es war schon dunkle Nacht, als er nach Hause kam, ohne guten Abend zu sagen und mit noch unfreundlicheren Mienen und Augen, als man sonst an ihm zu sehen pflegte. „Ein Glück,“ dachte Fanny, „daß die Kinder sich bereits zu Bett begeben, haben.“

Sie erhob sich rasch, um dem Gatten Hut und Stock abzunehmen. Er aber sah an ihr vorbei, als ob sie Luft gewesen wäre, und entledigte sich schweigend seines Ueberziehers. Darauf ging Fanny an den Ofen, um das Essen herunter zu nehmen und auf den bereits gedeckten Tisch zu stellen. Der Mousche aber warf sich auf einen Stuhl am Fenster und sah

angelegentlich in den dunklen Hof hinab, indem er sich den dichten schwarzen Vollbart mit seinen großen Händen strich.

Dann stand er wieder auf, schritt ein paarmal im Zimmer auf und ab, murmelte einige unverständlichen Laute und fuhr sich dann über die buschigen Augenbrauen, als ob ihn etwas am Sehen hinderte.

Fanny wagte es nicht, eine Frage zu stellen. Sie setzte sich wieder an ihre Arbeit nieder, und ihre kränkliche Gesichtsfarbe schien noch gelber als gewöhnlich geworden.

„Hör' auf!“ befahl der Mousche endlich mit unwirscher Stimme. Sie that es ohne Widerrede.

„Weißt du auch, daß der Nathan heute in die Mühle gezogen ist?“

„Ja!“ hauchte sie mit zitternder Stimme.

„Und du beharrst noch immer auf deinem Eigensinn?“

„Welchem Eigensinn?“

„Thue nicht so unschuldig!“ rief er vor ihr stehen bleibend und sie mit zornfunkelnden Augen messend. „Die fünfhundert Gulden meine ich, die ihm dies Schlimmste vielleicht noch erspart haben würden.“

Sie ließ die Hände vom Schoße sinken und blickte den Entrüsteten mit hilflos flehendem Ausdruck an.

„Wenn es sich um niemand als uns beide allein gehandelt hätte,“ entgegnete sie dann mit zuckenden Lippen, „so würde ich längst gesagt haben: Hier, nimm was du brauchst — nimm alles, was mein ist — und ich will nicht fragen, was du damit zu thun gedenkst. Aber ich habe ja Kinder; und wie dürfte ich die unschuldigen Kleinen berauben, um eines fremden Mannes willen?“

„So! Hat der Nathan etwa keine Kinder? Er kann mit ihnen nun sehen, wo er bleibt, nicht wahr, nachdem er sein Alles für uns geopfert hat! Uns, sage ich; denn du hast nicht weniger Schuld an meinem Untergange als ich selbst. Anstatt mich zurückzuhalten, hast du mich aufgestachelt;

du wolltest eben die einzige Kaufmannsfrau im Dorfe sein. Und als es dann schief ging, hast du dich zu allererst von mir zurückgezogen und auf Absonderung deines Vermögens angetragen.“

„Um meiner Kinder willen!“ warf Fanny mit dem Mute der Verzweiflung ein.

„Gewiß, um deiner Kinder willen! Und weil ich dir als ihr Vater nichts gegolten habe, so will ich auch dein Mann nicht länger sein — und so scheidet sich mich von dir im Angesichte Gottes, wenn wir vor den Menschen auch noch zusammenbleiben müssen. Denn falsch — falsch bist du gegen mich gewesen von Anbeginn! Ich glaubte eine wohlgewachsene stattliche Person zu ehelichen und erhielt statt dessen ein ausgestopftes Drahtgestell. Das Weißzeug, das ich für unseren gemeinsamen Bedarf nach Hause schleppte, hast du mit deinem Mädchennamen gezeichnet, um es als dein alleiniges Besitzthum in Anspruch nehmen zu können. Deine Verwandten hast du mir abspenstig gemacht, so daß ich mich an keinen um Rat und Hilfe wenden konnte. Meine Bitte um elende fünfhundert Gulden — wo dir Tausende verblieben sind — hast du gleich nichts geachtet — und heute bat ich darum zum letztenmal! Fortan soll mein Mund dir verstummen, drei volle Jahre lang, falls ich bis dahin das Leben erhalte. Denn da drinnen —“ und er schlug sich auf die Brust, daß es dröhnte — „ist nicht mehr alles in Richtigkeit, seit ich so ehrlos vor den Leuten und meinem besten Freund geworden bin. Handelt es sich um die Kinder, so kannst du mir schreiben, und ich werde dir auf dem gleichen Wege Antwort geben. Birst du krank — was Gott verhüten möge! —, so werde ich dich pflegen und es dir an nichts mangeln lassen. Nur darfst du mir deine Verwandten nicht auf den Hals hegen, und geschieht es dennoch, so werde ich mein Hausrecht gebrauchen. Verstehst du mich? Und zur Bekräftigung dessen, was ich gelobt habe, hebe ich diese drei Finger zum Himmel auf und rufe Gott zum Zeugen an — —“

Er hielt inne; denn Fanny war mit einem leisen Aufschrei vom Stuhle gesunken, und unter der Thüre des Nebenzimmers stand leichenblaß das älteste Söhnchen im Nachtkittelchen, doch scheuchte ein drohender Blick des Vaters den Bitternden in sein Versteck zurück.

Ohne eine weitere Miene zu verziehen, nahm er die Bewußtlose vom Boden auf und trug sie aufs Sofa, als ob sie ein Kind gewesen wäre. Denn er war ein großer Mann von kräftigem Gliederbau, und dem entsprach sein stark gebauter Kopf mit dem mächtigen Haarwuchs und den großen, schwarzen Augen, die nur wenig Weißes sehen ließen.

Er strich die Ohnmächtige zunächst mit Wasser an und flößte ihr stärkende Tropfen ein, die er aus dem Wandschrank genommen hatte. Und als sie dann die Augen aufschlug und sich verwundert im Zimmer umblickte, eilte er mit großen Schritten auf den Gang hinaus und klopfte ans Zimmer einer Flurnachbarin.

„Der Fanny ist es schoufel geworden,“ rief er durch die Thürriße. „Komm' ein bißchen herüber, Ristele (Rebekka)! Ich will derweil nach deinen Kindern sehen; und wenn du es für nötig hältst, so will ich noch diese Nacht den Doktor holen.“

So benahm sich der Mousche als ein Muster von einem Ehemann, unbeschadet des Schwures, den er sich und Fanny geleistet hatte. Denn niemand hörte ihn von jenem Abend an ein direktes Wort an seine Gattin richten, und niemand wußte dafür einen anderen Grund zu finden, als daß er eben ein verstockter eigensinniger Charakter wäre, in dessen Nähe sich nicht gut weilen ließe.

IV.

Es war am Vorabend vor Lichtmeß. Frau Sorle Ehemann hatte den ganzen Tag geflickt und geschneuert und für den folgenden Sabbath das Essen gerichtet. Sie konnte es nicht mehr erschwingen, sich eine „Schabbesgoje“ zu halten,

doch hatte es ihr bis jetzt noch nie an einer mitleidigen Seele gefehlt, die am Festmorgen zu ihr kam, um Feuer zu machen und das zu wärmende Essen aufzustellen, auch wenn sie wenig mehr als ein „Vergelt's Gott!“ dafür bekam.

Die Hände an der blauleinenen Küchenschürze trocknend, überblickte sie jetzt noch einmal ihr Tagewerk mit zufriedenen Mienen; denn es sah alles so wohlgeordnet und sauber aus, daß man gar nicht daran dachte, wie dürstig es war.

Am weißgeseuerten Tisch, über welchem bereits die Sabbathlampe aufgehängt war, saßen die zwei schwarzäugigen Buben und blätterten in einem alten Abcbuch, wobei Frum (Abraham), der ältere, nach Kinderweise den Schulmeister spielte. Darauf ging es ans Rechnen.

„Zähle, Männle,“ befahl der Gestrenge.

„Eins, drei,“ stämmelte der dreijährige Schüler.

„Eins, zwei,“ verbesserte der Lehrer.

„Zwei, fünf,“ fiel der kleine Rechenkünstler freudig ein.

Frumchen zankte, die Mutter lachte und eilte auf den Kleinen zu, um ihm ein paarmal über den schwarzen Krauskopf zu fahren.

„Du wirst zeitlebens kein Handelsmann, wenn du nicht besser rechnen lernst,“ schalt sie zärtlich, indem sie ihn auf die Stirne küßte.

„Ich auch nicht,“ versetzte Frum, sich in die Brust werfend.

„Nicht? Und was denn sonst, wenn man fragen darf?“

„Müller,“ erklärte jener; und die Mutter war plötzlich ernst geworden.

„Wenn's Gottes Wille ist, sollt ihr beide etwas Rechtes werden,“ entgegnete sie dann mit gefalteten Händen. „Doch wo der Vater nur so lange bleiben mag?“ setzte sie leise hinzu. Und sie warf einen unruhigen Blick nach der Richtung, von wo er kommen mußte.

Dann trat sie noch näher ans kleine Fenster und spähte nach dem Wiesenthal, über welches sich schon am Morgen ein

grauer Nebelschleier gebreitet hatte, der sich jetzt zusehends verdichtete, so daß er von der weißen Schneedecke kaum mehr zu unterscheiden war.

„Es giebt Tauwetter,“ seufzte sie, „und der Nathan hat keine wasserdichten Schuhe mehr.“ Und ihr Auge bohrte sich noch heißer durch die sinkenden Abend Schatten.

Sie zündete darauf die Festsampe an, die den Heimkehrenden als Vorbote des kommenden Ruhetages schon von der Ferne begrüßen sollte, und nahm das Gebetbuch vom Wandbrett herunter. Aber auch dies vermochte nicht den Geist der Besorgnis zu bannen; denn nachdem ihr Gatte bereits drei volle Tage abwesend war, würde es ihn zum Anbruch des Sabbath's gewiß schon früher nach Hause getrieben haben, wosfern ihm nichts begegnet wäre.

Doch was sollte ihm begegnet sein? Er hatte keinen einzigen Feind auf der Welt, den Mousche Löb natürlich ausgenommen. Und gerade um dessentwillen war er ja so weit ins Thal hinunter bis in den Jagstgrund gegangen, damit sie sich in ihrer jetzt gemeinsamen Beschäftigung nicht immer in die Quere kämen.

Hier stockte sie in ihrem Gedankengang, denn sie glaubte auf der oberhalb vorbeiführenden Landstraße einen schlürpfenden Fußtritt durch die Abendstille zu hören.

Die Gestalt aber schien größer als die ihres Gatten; und um besser sehen zu können, öffnete sie den Fensterflügel. Nun meinte sie in dem späten Wanderer den Mousche Löb zu erkennen, und hastig schlug sie das Fenster zu; denn was konnte ihr von einem so bösen Manne Gutes kommen? Trug nicht er die Schuld an all ihren Zweifeln und Beängstigungen? Als Viehhändler, der auf eigene Rechnung kaufte, brauchte Nathan nie so spät am Freitagnachmittag nach Hause zu kommen; er konnte den Leuten seine Bedingungen vorschreiben, während er als armer Makler sich ängstlich an die ihnen passenden Stunden halten mußte. Sie wünschte dem Mousche

Löb nichts Arges für seine Uebelthat, hoffte aber zu Gott dem Gerechten, daß er ihn auch nicht dafür belohnen werde — nicht in diesem Leben und nicht in einem anderen.

Und jetzt war ihre Besorgnis unerträglich geworden. „Betet, Kinder!“ rief sie, ein Tuch umwerfend und hinaus eilend in der Richtung nach Oberheimerthal.

Allein Nebel und Abend Schatten waren so dicht geworden, daß die arme Frau nicht auf mehr als fünfzig Schritte in die Ferne sehen konnte. Was sollte sie thun? Ihre Kinder im Stiche lassen auf der winterlichen Heide — nach dem nächsten Wirtshaus — — Welch ein Unsinn! Als ob der Nathan sich je an einem solchen Ort verspätet hätte! Nichts als ein Unglück konnte ihn so lange ferne halten.

Wie Sorle gesürchtet, hatte ein Unfall ihres Mannes Rückkehr verzögert. Nach einer weiteren Viertelstunde qualvoller Wartens tauchte der lang Ersehnte mit hastigen, aber unsicheren Schritten aus dem Nebel auf und stand jetzt wankend und keuchend unter der von innen geöffneten Thüre. Er war kreidebleich mit verwirrten Haupt- und Barthaaren und über und über von Wasser triefend, das zum Theil in gefrorenen Zapfen an seinen Kleidern hing.

Sorle schrie laut auf, als sie den Gatten in diesem Zustande erblickte, doch dauerte ihre Fassungslosigkeit nur einen Augenblick. Dann riß sie ihm den Zwergsack von der Schulter und die Kleider vom Leibe; und darauf wurden aus der feuchtkalten Kammer die Betten herbeigeschafft und um den Frostgeschüttelten herumgewickelt. Denn was fragte sie jetzt noch danach, ob der Sabbath angebrochen sei? Es galt ja das Leben ihres Gatten zu retten, und das konnte ihr Gott der Herr doch sicherlich nicht übel nehmen!

In der weichen Umhüllung auf dem Strohsack ruhend und von innen durch heißen Kaffee erwärmt, berichtete dann Nathan, was ihm begegnet war.

Am Ausgange von Oberheimerthal wollte er, um desto

rascher nach Hause zu gelangen, eine Krümmung abschneiden und mußte in dem rissigen, schmutzigen Schnee den Pfad verfehlt haben. Denn ehe er wußte, wie es gekommen war, lag er in einer Wasserlache — einer offen gelegten Kalkgrube, deren schmelzendes Eis ihn nicht mehr zu tragen vermochte. Nur mit großer Anstrengung konnte er sich herausarbeiten und so rasch es seine durchnäßten Kleider gestatteten, die Fahrstraße gewinnen, indem er bei jedem Schritte seines Gottes und Helfers gedachte. Vielleicht, daß dieser nun die Gnade haben und ihn mit dem bloßen Schrecken davontommen lassen werde. Denn selbst Hiob wäre nicht über seine Kräfte geprüft worden, da nichts davon geschrieben stehe, daß Weib und Kinder während seiner Krankheit gehungert haben.

„Wenn's Gottes heiliger Wille ist,“ sprach Sorle mit einem Seufzer. Leiser aber setzte sie hinzu: „Möge sein eigener Leib ihm verdorren, der die Grube geöffnet hat!“

Nathan schrie auf: „Wen meinst du, Sorle! Wem sollen diese harten Worte gelten?“

„Ihm, der dir diesen Fallstrick gelegt hat und den ich nicht zu nennen brauche. Ich habe schon meine eigenen Gedanken gehabt, als ich ihn so spät durch den Nebel schleichen sah: Der Mousche Löb, natürlich, von dem all unser Unheil gekommen ist.“

„Sorle, Sorle! Wie kannst du auf solche Gedanken geraten? Eine Kalkgrube mit Absicht öffnen, damit ein anderer hineinfallen möge! Nicht Christ, nicht Jude konnte wissen, daß ich bei diesem schlechten Wetter einen Feldweg einschlagen werde.“

„Christ nicht, aber Jude,“ versetzte die junge Frau aufs bestimmteste; „denn nur einer der Unseren konnte wissen, wie es einen Familienvater am Sabbathabend nach Hause treibt.“

„Sorle, der Schmerz redet aus dir und sucht dir deinen klaren Sinn zu trüben. Weise sie von dir, die bösen Gedanken! Denn so finsterner Argwohn löscht dem Menschen das Licht der Sonne und der Sterne aus und erzeugt erst das

Uebel, anstatt es abzuwenden. Doch nun will ich zu schlafen suchen, um morgen desto zeitiger wieder bei der Hand zu sein.“

V.

Der Morgen war da, doch Nathan machte keinen Versuch, sich von seinem niedrigen Lager zu erheben, wenigstens nicht, solange er Sorle in der Nähe wußte. Sobald sie aber hinausgegangen war, so suchte er sich abwechselnd in den Gebrauch seiner Gliedmaßen zu setzen, doch nur um jedesmal mit einem krampfhaft verhaltenen Stöhnen wieder davon abzulassen. Als Sorle aber wieder zurückkam, so that er, als ob er bloß der Wärme und Bequemlichkeit wegen noch im Bette verbleibe.

Am folgenden Tage aber machte Nathan keine weiteren Verstellungsversuche: er war krank, schwer krank, und fragte nun selbst danach, ob der Feldscher denn nicht bald kommen würde.

Sorle seufzte nicht mehr und klagte nicht; sie hatte einen Entschluß gefaßt. Still ordnete sie ihre Haushaltungsgeschäfte und gab Trum dann heimlich ihre Anweisungen, wie er den Vater und das Brüderchen bedienen müsse, falls sie längere Zeit nicht zurückkommen würde. Darauf fragte sie Nathan nach den Häusern, wo er noch etwas einzunehmen hätte, und machte sich einige Bleistiftnotizen.

„Was willst du thun, Sorle? Es ist fast eine Stunde nach Unterheimerthal.“

„Thut nichts, die Kranken müssen gestärkt, die Betrübten getröstet werden; und bei Wassersuppe und Kaffee kann man weder körperlich noch geistig wieder zu Kräften kommen. Halte mich daher nicht auf, denn ich müßte sonst ohne deinen Willen gehen auf dem Wege, den der Herr mich sendet.“ Und ihre Augen leuchteten voll heldenhafter Entschlossenheit.

„Nimm wenigstens den wattirten Mantel der Mutter um,“ bat Nathan.

Sorle ging ohne Widerrede in die Kammer, um das Kleidungsstück — so lang und weit es auch war — aus der

Kiste zu nehmen. Und dann vervollständigte sie ihren Anzug durch eine Wollhaube, deren Farbe von der ihres braunen Scheitels kaum zu unterscheiden war.

Es war schon später Nachmittag, als Sorle mit angstvoll beflügelten Schritten wieder zu Hause anlangte. Ein Huhn hatte sie mitgebracht und eine Düte mit Reis. Denn bis nach Unterheimerthal war sie gekommen und hatte fast überall, wo sie von ihres Mannes Unfall erzählte, das rückständige Schmusgeld erhalten. Zugleich aber hatte sie dabei ein anderes Geschäft angebahnt, das freilich nicht sofort in klingende Münze umgesetzt werden, gewiß aber mit der Zeit einen lohnenden Verdienst abwerfen konnte, nämlich das Lumpensammeln.

„Gott der Gerechte! Ein schwaches Weib mit einem schweren Lumpensack!“ rief Nathan entsetzt; und dann machte er einen Versuch, sich im Bette aufzurichten, als ob von längerem Liegenbleiben nun keine Rede mehr sein könnte. Erschöpft aber sank er sofort in die Kissen zurück, um dann vor Schmerz über seine Kraftlosigkeit in ein leises Weinen auszubrechen.

„Beruhige dich nur und sei guten Mutes,“ tröstete Sorle, „es ist ja glücklicherweise keine Lungenentzündung, wie zu befürchten stand.“

Und in der That bekam Nathan keine heftig auftretende und rasch verlaufende Entzündungskrankheit; aber sein Uebel war ein langsames, schleichendes, das ihm das Mark aus den Knochen und das Blut aus den Adern saugte. Und als er vom Arme seiner Frau und des Feldschers unterstützt zum erstenmal sich wieder auf die Füße stellen konnte, da war es, als ob ein böser Zauberer seine Gestalt verwandelt hätte. Schlank und biegsam zuvor, wenn auch nicht über Mittelgröße, war er jetzt wie ein altes Männlein zusammengebuckelt; und die klugen, grauen Augen, die stets so offen und frei ins Weite blickten, hafteten am Boden. Er konnte sie weder hierher noch dorthin wenden, ohne den gekrümmten Körper mitzubewegen,

so steif war sein Nacken, so ungelentig seine Schulterblätter.

Als Nathan sich von seinem ersten Schrecken etwas erholt hatte, da bat er, daß man ihn mit seinem Schöpfer auf einige Minuten allein lassen sollte. Sorle befolgte schweigend seinen Willen und kam erst wieder in die Stube, als sie von dem



Frum gerufen wurde, der sich bis dahin mit dem Brüderchen still in der Kammer verhalten hatte.

Eine Zeit lang weinten die schwer betroffenen Eheleute leise vor sich hin. Was hätten sie sich auch sagen sollen, das nicht jedes in der eigenen Seele schon erwogen hätte!

Nathan war jedoch von allzu frommer Denkungsart, um sich gegen das Unvermeidliche aufzulehnen. Er fand noch der

Dankesursache genug im freien Gebrauch seiner Gliedmaßen. Er konnte sich fortbewegen, Lasten fassen und auf dem Rücken tragen, sich seiner Familie nützlich machen. Sein Gesicht blieb zwar blaß und schmal, die milden schönen Augen von bläulichen Schatten umgeben; und die Brust gab einen pfeisenden Ton von sich, wenn er sich über die Maßen anzustrengen suchte. Allein die innere Kraft gewann bald den Sieg über die äußere Hinfälligkeit, sie leuchtete aus dem gesammelten Ernst seiner intelligenten Gesichtszüge, dem gütewollen Lächeln des feinen Mundes, dem wehmüthig-freundlichen Mienenspiel.

Und als dann die warmen Frühlingslüfte über die Hügel kamen und mit ihnen die ersten Schwalben, die ihre altgewohnten Nester unter dem weit vorspringenden Strohdach aufsuchten, da erwachte auch in Nathan der Erwerbssinn wieder, und es wurde beschlossen, daß er mit seiner Sorte den Lumpenhandel gemeinsam betreiben sollte.

Und das Geschäft breitete sich aus und gedieh; und wer nichts von Nathans Gebrechen gehört hatte und ihn mit seinem großen Lumpensack auf dem Rücken einherkeuchen sah, der mochte meinen, daß die äußere Last allein es war, die ihn so tief zur Erde beugte. Die aber, welche es anders wußten, erzählten ihren Kindern, wie so schlank der Lumpenmann in früheren Zeiten gewesen und von welchen Unglücksfällen er betroffen worden war. Auch fehlte es nicht an mancherlei Anspielungen, daß man dies nicht auf dem Gewissen haben möchte, wenn es wirklich wahr sein sollte, daß die Kalkgrube mit Absicht geöffnet wurde, um sich einen lästigen Konkurrenten vom Halse zu schaffen.

VI.

Dergleichen Gerede hat natürlich nicht versehen können, gelegentlich auch zu Ohren des Mousche Löb zu kommen, und dann blickte er noch finsterner und grimmiger unter seinen buschigen schwarzen Augenbrauen hervor, und die Kinder gingen ihm aus dem Wege, wo immer sie ihn kommen sahen.

Auch ließen Frau Fanny's gute Freundinnen sich's angelegen sein, daß die üblen Nachreden auf den Mousche nie alle wurden, zumal er, wie sie sagten, seine eigenen Kinder nicht leiden könne, sogar das kleine Engeltchen, das Köstle, nicht ausgenommen.

Der Mousche hatte in der That für seine Kinder wenig Aufmerksamkeiten; es schien, als ob sie ihn im Grunde nichts mehr angingen, besonders wenn ihre Mutter in der Nähe war. War sie aber abwesend, so streifte sein Blick oft heimlich über die dunklen Köpfe hin, um sich dann scheu hinwegzuwenden, wie ertappt auf einer Uebelthat, wenn die ersten Kinderaugen fragend und vorwurfsvoll an ihm hinaufstarrten.

„Sie hat gewählt zwischen mir und ihnen,“ entgegnete er finster, wenn eine beherzte Nachbarin ihn über seine Hartnäckigkeit zur Rede stellte.

War aber eines krank, so konnte er Nächte lang an dessen Lager wachen, ihm die Arzneien verabfolgen und andere Wärterdienste erweisen, doch ohne dabei ergriffen oder zärtlich zu scheinen.

Auch als seine Frau im Monat Mai von einem Nervenfieber befallen wurde, konnte es keinen unermüdlicheren Krankenpfleger als den Mousche geben. Nächstelang kam er nicht mehr aus den Kleidern, und das Haar sträubte sich ihm auf seinem struppigen Kopfe, wenn sie in wilden Fieberphantasien seinen Namen nannte, ihm Vorwürfe über seine Kälte und Härte machte und ihn bei ihrem Bruder zu verklagen drohte.

Und als die finsternen Dämonen dann von ihr wichen, war sie so schwach und hilflos, daß Mousche sie oft wie ein Kind auf seine starken Arme nehmen und von einem Bett zum anderen tragen mußte, wenn das Zimmer gelüftet und die Wäsche gewechselt werden sollte.

Er that buchstäblich alles, was er ihr nur am Gesichte ablesen konnte; aber so oft auch ihre großen braunen Augen auf ihm ruhten — so oft sie auch die schmalen blassen Lippen

bewegen mochte, um das rechte Wort zu finden, der Mousche Löb blieb seinem Schwure treu und sprach all die schweren Wochen über kein einziges direktes Wort mit ihr. Waren die Kinder nicht zugegen, um als Vermittler zu dienen, so mußten es die Nachbarnsfrauen thun.

Als Fanny dann endlich genesen war und das Haus wieder verlassen konnte, wurde der Mousche vor den Vorstand des Synagogenrates geladen und wegen seines Verhaltens gegen seine Frau zur Rede gestellt.

„Habe ich nicht aller- und jederzeit meine Pflicht an ihr gethan?“ entgegnete Mousche mit fester Stimme und Haltung. „Habe ich's ihr und den Kindern an etwas fehlen lassen, das zu erschwingen in meiner Macht gelegen hätte? Das übrige aber ist meine Sache, und ich verbitte mir betreffs derselben alle ferneren Sinnmischungen.“

Und damit war er sicheren Schrittes und Blickes hinausgegangen.

Doch die Aeltesten — sei es auf Anstiften Fannys oder ihrer Mutter, die im Juni zu Besuch kam — wollten es bei diesem Bescheide nicht bewenden lassen. Sie berichteten an den Rabbiner in der Amtsstadt, der dann und wann zu einer Trauung oder einem Begräbniß kam; — und bei einer dieser Gelegenheiten ließ er sich auch den Mousche Löb vorstellen.

Der Mousche verhielt sich dem kirchlichen Würdenträger gegenüber achtungsvoll, wie sich's gebührte. Als dieser aber auf sein eigensinniges Verhalten gegen seine Frau zu sprechen kam, da sagte der Mousche nur, daß er das Sprechen auf drei Jahre verschworen habe, und über die Gründe glaube er niemand als seinem Gott und Schöpfer Rede stehen zu müssen.

Und was immer der geistliche Herr ihm über seine Verstocktheit auch noch vorstellen mochte, der Mousche blieb kalt und unererschütterlich und gab schließlich die Erklärung ab, daß er seiner Frau durchaus nichts in den Weg legen würde, falls

sie sich auch öffentlich von ihm trennen wollte, wie sie es bereits im geheimen wären.

Frau Fanny schien in der That keinen anderen Ausweg zu finden, um diesem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen. Denn anstatt mit der Zeit im Betragen ihres Mannes eine Annäherung zu bemerken, wurde ihr derselbe nur immer entfremdeter, ohne jedoch anderer Orten eine Zerstreuung zu suchen. Er wich um keines Haares Breite von der seinem Stamme eigenen Nüchternheit; und obgleich noch in seinen besten Mannesjahren, blickte er sich nie nach anderen Frauen um — am wenigsten nach Sorle Ehrmann, der er stets — wer weiß wie weit — aus dem Wege ging, sofern sich dieses bewerkstelligen ließ.

„Da sieht man, was für ein schlechtes Gewissen er hat,“ pflegte Sorle dann zu ihrem Manne zu sagen; den Nagel aber hatte sie damit, trotz ihrer sonstigen Geschicklichkeit, nicht auf den Kopf getroffen, so wenig wie alle anderen, die sich einbildeten, in der Seele dieses merkwürdigen Mannes wie in einem aufgeschlagenen Buche lesen zu können.

Und als es dann wieder Frühjahr war, hieß es auf einmal, die Fanny sei im Begriffe, mit ihren beiden ältesten Kindern nach Amerika auszuwandern, und der Mousche habe keinen Einwand erhoben. Die beiden jüngsten wolle sie vorläufig in Mannheim bei ihrer Mutter unterbringen und sie später dann nachholen oder nachkommen lassen, falls der Mousche seinen starren Sinn nicht ändern würde.

Der Mousche aber that, als ob die ganze Sache ihn von allen Menschen am wenigsten berühre. Er ging Tag für Tag seiner Beschäftigung nach und schien es nicht zu beachten, daß daheim die Koffer und Kisten gepackt wurden und die Kinder alle neue Kleider und Hüte bekamen. Das Geld zu dieser Ausrüstung war theils vom Oheim in New-York, theils von der Großmutter geschickt worden, wie das kleine Rösle arglos erzählte, ohne daß der Mousche darauf angespielt hatte. Die

beiden ältesten dagegen gingen dem Vater stumm und scheu aus dem Wege, wenn er nach Hause kam; und die Fanny sah ihn zuweilen mit ängstlich fragenden Blicken an, als ob sie es noch immer nicht zu fassen vermöchte, daß er die unschuldigen Kleinen so gefühllos in die Fremde ziehen lasse.

Und als ob sie bis zuletzt auf eine Sinnesänderung gehofft hätte, war sie am Vorabend ihrer Abreise an Gesicht und Haltung kaum mehr wieder zu erkennen. Wie ein Schatten wankte sie einher in ihrer schlotternden Gewandung; und als sie von Freunden und Bekannten Abschied genommen hatte, mußte sie sich sofort zu Bette legen, so schwach und hinfällig war sie geworden.

Als aber am anderen Morgen der Mousche sich wie gewöhnlich auf den Weg nach Oberheimerthal machte, da rief Fanny ihm oben durchs Fenster nach, sie wollten doch ordentlichen Abschied nehmen und er solle den armen Kindern noch seinen Segen geben.

Er aber that, als hörte er es nicht, und eilte mit noch längeren Schritten als gewöhnlich zum Hofthor hinaus, unbekümmert um das Schluchzen seiner Frau und das Geschrei der hinter ihm her eilenden Kinder.

Doch Fanny wollte sich nicht abschrecken lassen. Hastig griff sie nach Hut und Mantel und folgte mit ihren vier Kindern dem Flüchtigen nach Oberheimerthal. Mitleidige Menschen verrieten ihr auch den Ort seines Aufenthalts; aber wenn sie durch die Vorderthüre des bezeichneten Hauses hineinging, entwich der Mousche durch die Hinterthüre. Es war eine Hezjagd, welche die Unvernünftigen zum Lachen, die Vernünftigen aber zu Thränen bewegte.

Nur den Segen für ihre Kinder wollte das unglückliche Weib noch haben: denn in Hinsicht ihrer Selbst war sie nun an jedem gültlichen Ausgang verzweifelt.

Der Mousche aber, als er sich im oberen Heimerthal nicht länger vor ihr halten konnte, ging ins mittlere; und sie mußte

endlich davon absteigen, ihm des weiteren den Weg zu verlegen, um nicht den Zug zu verfehlen, der sie mit ihren Kindern zu der Großmutter nach Mannheim bringen sollte.

„Und zweifelst du noch länger daran, daß so ein schlimmer Mann nicht auch zu Mord und Totschlag fähig ist?“ wandte sich Sorle an ihren Gatten, als sie ihm von der absonderlichen Heziagd zwischen den beiden Eheleuten erzählt hatte, die sich von Gottes und Rechts wegen doch die Nächsten auf der Welt sein sollten.

Sie stand in dem kleinen Gärtchen neben der Hausthüre, das nur erst einigermaßen wieder diesen Namen verdiente, so festgetreten und so öde war es unter den vorigen Bewohnern der Mühle gewesen; und nur der Hollunderstrauch vor dem Stubenfensterchen hatte an seine ursprüngliche Bestimmung erinnert. Jetzt war der Boden sorgfältig umgegraben und mit dem Schlamm des Mühlgrabens erhöht und gedüngt worden.

In dem kleinen Rondell wuchsen zwar erst einige Frühlingsblumen, Salat und Bohnen aber waren üppig ins Kraut geschossen, und Sorle hatte deren eine ganze Schürze voll, als sie dem heimkehrenden Nathan ihre Frage vorlegte.

Der Nathan ließ den schweren Lumpensack auf die breite Steinschleife vor der Thürschwelle gleiten und hielt sich Verschauens wegen einen Augenblick am Gartenzaune fest.

„Wirf du nicht auch noch einen Stein auf ihn,“ ermahnte er dann ernst; „denn wer so verhärtet scheint, muß schwer gelitten haben.“

„Aber Nathan,“ versetzte Sorle vorwurfsvoll, „daß du den bösen Mann immer noch in Schutz nehmen kannst! Und wenn er auch nichts auf dem Gewissen hätte, als daß er dich zum Bettler machte —“

„Sorle! Sorle! Es ist noch selten einer bankerott geworden, der sich von der Zukunft nicht goldene Berge versprochen hätte.“

„Doch wenn er seinen besten Freund mit sich ins Unglück

gerissen hat, muß er dann auch noch aus lauter Bosheit einen Angriff auf seine Gesundheit machen?“

Nathans Augen funkelten zornig auf, und ein hartes Wort suchte sich auf seine bebenden Lippen zu drängen. Doch gleich hatte er wieder die ihm eigene Selbstbeherrschung gewonnen, und mit einem tiefen schmerzlichen Seufzer raffte er seinen Sack vom Boden auf und schritt Sorle voran in den Ausgang.

Aus der offenstehenden Kuchenthüre schallten ihm die fröhlichen Stimmen seiner Knaben entgegen. Jubelnd nahmen sie ihm die schwere Bürde ab und zogen ihn liebevoll in die Stube, wo es jetzt so nett und freundlich wie in einem Puppenheim aussah. Frau Sorle hatte das Menschenmögliche gethan, um die Wände zu verkleben und weiß zu tünchen, den Backsteinen des Kachelofens einen roten Anstrich zu geben und die Ritzen der ausgetretenen Fußdielen mit weißem Sande zu verdecken. Und dies alles in die rosigen Strahlen der untergehenden Junisonne getaucht, daß von Schimmel und Moder keine Spur mehr zu entdecken war.

„Wenn du keine so vortreffliche Hausfrau und Mutter wärst, Sorle!“ versetzte Nathan, sich auf einen Stuhl niederlassend, „so hätte mich dein böser Argwohn in Betreff jenes Mannes schon lange an dir irre werden lassen. Und du bist doch sonst keine schlechte Menschenkennerin und solltest wissen, daß ein finsternes Gesicht nicht immer das Aushängeschild eines finsternen Herzens ist, und daß die größten Schurken nicht selten die lieblichsten Mienen aufsetzen und die süßesten Worte machen können. Und wie vermag ein gefallener Mensch sich wieder aufzurichten, wenn jedes, anstatt ihm tragen zu helfen, einen Stein auf ihn wirft, seine eigene Frau vielleicht nicht ausgenommen; denn es ist nicht jeder so glücklich, eine Sorle zu haben.“

Jetzt lächelte die so Zurechtgewiesene, und während sie das weiße Tisch Tuch zum Nachtmahle ausbreitete, sagte sie nach

einem Seufzer: „Aber bedenke doch nur — den armen Kindern nicht einmal seinen Segen zu geben! Und wer weiß, ob er sie je im Leben wieder sehen wird; denn das Wasser hat keine Balken, wie du weißt.“

„Sorle!“ rief Nathan fast aufschreiend. Und dann umschlang er krampfhaft das Haupt des sich an seine Schulter lehrenden Aeltesten, als gälte es, ihn vor einem drohenden Unheil zu schützen.

VII.

Es ist nur zu wahr, daß das Wasser keine Balken hat, so leicht man auch geneigt sein mag, auf statistische Nachweise gestützt, diese Gefahr gering zu achten.

Wenn aber wieder einmal die Nachricht von einem Schiffsunglück durch die Zeitungen läuft, dann vernimmt jedes sie mit Entsetzen und Grausen und wundert sich, wie so viele Tausende, oft ganz ohne Not, sich dem tödlichen Elemente auf gebrechlichen Fahrzeugen anvertrauen mögen.

Dies war auch beim Untergang der „Lufatia“ der Hamburger Linie der Fall, die während eines dichten Nebels an den gefürchteten Klippen der Scilly-Inseln aufgefahren und gestrandet war. Nur wenige waren gerettet worden, und Frau Fanny Lobb nebst Kindern aus Klein-Gichheim in Baden war nicht unter diesen wenigen.

Dem Mousche war diese Kunde um so unvermittelter und schonungsloser mitgeteilt worden, als man allgemein von der Ansicht ausging, daß es eines starken Hammers bedürfe, um aus dem harten Kiesel seines Herzens einen Funken Gefühl zu schlagen.

Man hatte ihn zu diesem Zwecke in den „Engel“ gerufen, als er gleichgültig einherschleudernd seinem Tagewerk nachging.

Der Mousche Lobb aber starrte den Sprecher und das ihm unter die Nase gehaltene Zeitungsblatt einen Augenblick an, als ob er das Gehörte nicht zu fassen vermöchte. Dann ver-

zertrten sich seine Flügel, er begann zu wanken und griff mit beiden Händen in die Luft wie ein Versinkender.

Wirtsleute und Gäste wichen erschrocken zur Seite, wie von einem, welchen der Zorn des Himmels getroffen hat. Aber noch ehe sie sich bewußt werden konnten, daß dies nicht die Anzeichen eines verhärteten Gemüthes und stumpfen Gewissens seien, hatte der Mousche Löb sich aufgerafft und war, ohne einen Laut von sich zu geben, seiner Wohnung zugestürzt.

Niemand wagte es, ihm zu folgen und ihm Trost anzubieten. „Die arme Frau mit den Kindern thut uns leid,“ hieß es; „aber ihm ist recht geschehen; er hat's nicht besser haben wollen.“

Und so warf ihm jedes einen Prügel nach.

Der Mousche Löb aber ist von Stund' an von keinem mehr gesehen worden. Seine Flurnachbarn wollten in der Nacht ein wiederholtes Mechzen und ruheloses Hin- und Herwandern auf seiner Stube gehört haben; des anderen Morgens aber blieb dieselbe verschlossen, ohne daß von innen der Schlüssel steckte. Und als die Thüre auf Befehl des Bürgermeisteramts dann gewaltsam erbrochen wurde, da war nirgends eine Leiche zu finden, wie man vermutet hatte, und auch sonst keine Unregelmäßigkeit und Unordnung wahrzunehmen.

Die Nachricht von dem rätselhaften Verschwinden des Mousche Löb hatte sich noch am gleichen Tage über die Nachbarstädter verbreitet, und man erfuhr dann, daß der Unglückliche auf der Station Oberheimerthal in der Richtung nach Heidelberg mit dem Frühzuge abgefahren war.

Da der Mousche in seinem Heimatdorfe keine nahen Verwandten zurüchließ, wurden dann auch keine weiteren Nachforschungen angestellt. „Er wird schon wieder kommen,“ sagten die Leute achselzuckend und in einem Tone, dem man es anhörete, daß sich kein Mensch über das Nichteintreffen dieser Prophezeiung gegrämt haben würde.

Nur einer gab Anzeichen einer tieferen Teilnahme in be-

treff des Verschwundenen, und dieser eine war Nathan Ehrmann, der Lumpensammler. Nicht daß die Leute die Sprache seines ausdrucksvollen Mienen- und Gebärdenspieles verstanden hätten — es mußte nur allmählich auffallen, wie geflissentlich er jedem Gespräch über den Mousche aus dem Weg zu gehen suchte, wie peinlich er sich von dem allgemeinen Verdammungs-urteil betreffs desselben berührt fühlte.

Anders das Sorle! Die Frau konnte während ihrer Geschäftsgänge des langen und breiten mit den Bauernfrauen über den Mousche Löb verhandeln und die Gerechtigkeit Gottes rühmen, der sich seiner nicht spotten lasse und den Menschen immer das zu ernten gäbe, was sie gesäet haben.

In diesen Ergüssen war sie um so unerschöpflicher, als sie sich zu Hause über dieses Thema nicht mehr aussprechen durfte, um ihren sonst so gelassenen Gatten nicht aufzuregen und zum Zorn zu reizen.

„Ja, so bist du halt!“ eiferte sie eines Abends, als er sie wieder einmal zurechtgewiesen hatte; „ich glaube, du würdest ihm dein Vermögen noch einmal zur Verfügung stellen, falls wir überhaupt noch über etwas zu verfügen hätten.“

„Und du magst wahr geredet haben,“ entgegnete Nathan ruhig, „denn der Mousche ist sicherlich am meisten zu beklagen. Wie viel muß über einen sonst guten Menschen gekommen sein, bis seine Natur sich so verkehrt hat, daß er ihre Sprache nicht mehr zu verstehen vermochte.“

Und er strich mit leise bebenden Händen über den Scheitel des Kleinen Männle, der während des Abendessens auf den Knien seiner Mutter eingeschlafen war. Draußen im Grasgarten aber jagte der Frum eine verspätete Henne, die erst vor einigen Tagen eingethan worden war und deshalb den Weg zu ihrem Ställchen noch nicht finden konnte.

Ueber den Feldern und Wiesen lag eine traumhafte Stille, die nur zuweilen vom Gesang der heimkehrenden Schnitter unterbrochen wurde.

Sorle stand geräuschlos vom Tische auf, um den schlummernden Knaben in sein Bettchen zu tragen. Dann räumte sie stille hin und her gehend die Ueberreste des bescheidenen Mahles vom Tisch, und jetzt kam auch der Frum zurück, der die widerspenstige Henne endlich in die Enge getrieben und dann an den Flügeln erfaßt und in ihr Ställchen getragen hatte. Er war in tiefe Gedanken über das Problem versunken, wie viele Eier eine solche Henne wohl auf einmal ausbrüten könne und wie lange sie auf denselben sitzen müsse. Und als er darüber die Mutter fragen wollte, stieß ihn diese mit dem Ellbogen an und deutete auf den in der Tischdecke eingeschlummerten Vater, worauf Frum sich auf den Behen in die Kammer schlich, um sich so leise als möglich auszukleiden.

Dann war es so stille in der Stube, daß man in dem morschen Gebälk den Holzwurm pochen hörte, während der Nachtwind den Geruch des frischgemähten Dhmtragras vom Wiesenthale herübertrug.

„Warum nur der Nathan so erschöpft sein mag?“ dachte Sorle in bekümmertem Herzen. „Gewiß hat er wieder mehr als gewöhnlich an Rückenweh gelitten, so wenig er sich's auch merken lassen wollte. Möge er auf Rattern und Skorpionen liegen, der ihm dies angethan hat!“

Den Namen aber wagte sie selbst in Gedanken nicht mehr hinzuzufügen, aus Angst, daß er sich ungerufen auf ihre Lippen drängen und dem Nathan erneutes Aergernis bereiten würde.

Nach einer Weile hörte man von der Ferne das Pfeifen und Schnauben einer Lokomotive und dann ein Geräusch, wie von einem abrollenden Zuge.

„Es giebt sicherlich Regen,“ dachte Sorle, denn nur der Westwind ließ dergleichen Klänge hörbar werden.

Dann ging sie in die Kammer, um nachzusehen, ob der Frum nicht etwa sein Abendgebet vergessen habe; allein die tiefen, regelmäßigen Atemzüge des Knaben zeugten, daß er bereits in festem Schlafe lag.

In die Stube zurückgekehrt, ging sie mit sich zu Rate, ob sie den Gatten aufwecken oder ruhig schlummern lassen sollte. Sie konnte zu keinem Entschluß gelangen, trat jedoch ans Fenster, um es vorsorglich zu schließen, damit der leicht Geleidete sich nicht erkälte.

„Auch noch ein später Wanderer,“ murmelte sie, als sie im Dämmerlichte eine dunkle Gestalt auf der Landstraße in der Richtung von Oberheimerthal erblickte. „Und leicht zu tragen hat der auch nicht; man sieht's an seinem wankenden Gang. Er wird wohl mit dem Zug gekommen sein.“

Als sie dann über eine Weile desselben Weges blickte, befand sich der Wanderer noch an der nämlichen Stelle, nur noch unansehnlicher — zu Boden gedrückter.

„Ein solch altes gebrechliches Männchen sollte man nicht mehr allein über Feld gehen lassen,“ seufzte sie mit rasch erwachtem Mitgefühl. Dann sah sie, wie der Wanderer sich aufraffte und so schwerfällig und langsam einhertaumelte, daß man sich einbilden konnte, seine pfeifenden, keuchenden Atemzüge zu hören. Oberhalb des Mühlweges machte er Halt, um jetzt — o Wunder! rechts nach ihrer Wohnung abzubiegen.

Sorle erschrak fast ob dieser Wahrnehmung und trat vor die Thüre; denn sie vermeinte nicht anders, als daß der Wanderer sich eines Auftrages entledigen, oder nach dem Wege fragen wolle.

Und als die gebeugte Gestalt ganz in ihrer Nähe war und sie den Mund bereits zu einer Frage öffnen wollte, da prallte sie auf einmal an die Wand zurück, als hätte sie mit einer unsichtbaren Art einen Schlag vor den Kopf bekommen.

Die wankende Gestalt streckte wie beschwörend die Hände nach ihr aus, Sorle aber wich noch tiefer in den dunklen Flur zurück, um sich im nächsten Augenblick wieder aufzuraffen und nach der Hausthüre zu stürzen. Doch war es zu spät, dieselbe ins Schloß zu werfen: der Wanderer war hart vor Sorles Füßen auf der Schwelle zusammengebrochen.

„Fort, fort!“ rief sie aus Leibeskräften mit wildblodernden Augen. „Deine Nähe ist Verderben, dein Atem ist Tod! Nathan, Nathan!“ Und sie eilte mit in die Höhe geworfenen Armen der Stube zu, wo der Schlummernde verwundert die Augen aufschlug und ihr schlastrunken entgegentaumelte.

„Was giebt's? Was ist geschehen? So sprich doch, Sorle!“

„Der Verräter — der von Gott Verfluchte auf der Schwelle unseres unschuldigen Hauses! Hilf, hilf!“ rief sie mit überstürzten Worten und angstvollen Gebärden.

Doch sie rasch beiseite schiebend, eilte Nathan dem Vorplaze zu:

„Mousche, Mousche! Bist du krank, oder verfolgt und flüchtig?“ Und er beugte sich über den Gesunkenen, um ihn aufzurichten.

„Hinweg von ihm!“ schrie Sorle, ihn an der Schulter zerrend. „Berühre nicht die Hand, die dich in Armut und lebenslängliches Siechtum gestürzt hat!“

Da stöhnte der so schwer Verklagte auf, als hätte er einen Stich ins Herz bekommen: „Sie lügt, sie lügt! Alle lügen sie, die mich je einer üblen Absicht gegen dich bezichtigen konnten.“ — Und ein qualvoller Hustenanstoss folgte der fiebernden Rede.

„Ich wußte es immer,“ versetzte Nathan erbarmungsvoll; „und zum Zeichen dessen, daß ich niemals einen Groll gegen dich gehegt habe, fasse ich hiermit deine Hand und heiße dich willkommen, was auch immer dich hierher geführt habe.“

Mousche ergriff die dargebotene Rechte mit festem Drucke, um sich langsam daran in die Höhe zu richten.

„Dank,“ keuchte er, „Dank, Nathan! Doch daß ich dies heute erst erfahren muß! — — Und wie vieles hätte anders werden können! — — Jetzt aber ist alles zu spät, zu spät!“ — Und eine unaussprechliche Qual lag in den abgebrochenen Worten.

„Ach Gott!“ rief Nathan, den Wankenden kräftig unter-

stehend, „sie wollten mich ja alle glauben machen, daß du einen unversöhnlichen Haß auf mich geworfen hättest.“

„Der Stolz, der Stolz!“ stieß Mousche aus feuchender Brust hervor. „Wie oft, wenn ich deiner von ferne ansichtig wurde, hat sich mir das klärende Wort auf die Lippen drängen wollen! Doch preßte ich es zurück und wick zur Seite, um dich nicht merken zu lassen, wie nahe mir die Thränen waren. Und damals, als du in die Grube fielst, da würde ich vielleicht gekommen sein, wenn es nicht mein eigener Schwager gewesen wäre, der das Unheil angestiftet hatte. Gewiß wollte er mich in die Enge treiben; denn er war ein Schwächling und fürchtete sich vor meiner Körperkraft. Es hat auch nur eines Streiches bedurft, um mich seiner zu entledigen; aber daß du mir so nahe auf dem Fuße folgen und abermals um meinetwillen ins Unglück kommen mußtest, meine rechte Hand würde ich darum gegeben haben, wenn ich es damit hätte ungeschehen machen können.“

„Ja, ja, die Menschen sind meistens besser, als sie scheinen! Doch jetzt komm in die Stube und laß dir eine Erfrischung gefallen; denn du scheinst tief erschöpft, vielleicht gar krank zu sein.“

„Lebensmüde, Nathan! Und ich werde es auch nicht mehr lange machen. Da drinnen ist etwas auseinander gegangen — aber es ist alles einerlei! Ich kann und will nicht mehr genesen; denn mir graut vor dem Leben und seinen gräßlichen Verschuldungen. Nur sterben und zur Ruhe kommen, nachdem ich dir meinen letzten Willen bekannt gemacht habe. Denn dir vertraue ich, wie keinem anderen.“

Und er ließ sich willig in die Stube führen, ohne daß Sorle ein Wort oder einen Ton von sich zu geben wagte. Still ging sie in die Küche, um die Lampe anzuzünden, und jetzt erst erkannte man, was aus dem seltsamen Gast in den wenigen Wochen geworden war: ein alter Mann mit verwirrten, grauen Haaren, eingesunkenen Schläfen, hohlen Wangen

und fieberglühenden Augen, deren heißen Rändern es anzusehen war, daß sie seit lange keinen Schlaf und keine Thränen gefaßt hatten.

Nathan schaute mit starren Augen auf die gebrochene Gestalt des einstigen Freundes und warf dann einen flehenden Blick zur Zimmerdecke. Allein noch ehe er wußte, was er für den Besseren zu thun vermochte, war dieser vom Stuhl auf den er sich mit Nathans Hilfe niedergelassen hatte, auf den Boden gesunken, und seine Hände griffen zitternd in die Leere, um sich dann wie im Krampf über der röchelnden Brust zu ballen.

Nathan versuchte es, den Entkräfteten aufzurichten, und als er keinen Erfolg damit hatte, riß er seinen Rock vom Leibe und formte ihn zum Kissen, um es dem Lechzenden unter den Kopf zu schieben.

Nach einer langen Stille begannen die gekrümmten Glieder des Betrübten sich zu lösen, und ein sanfter Schlummer senkte sich auf seine zuckenden Augenlider.

Scheu und wortlos stand Sorle noch auf dem gleichen Fleck und starrte auf ihren Gatten, der sich um den kranken Mann wie eine Mutter um ihr Kind bemühte.

„Wir müssen ihm unsere Betten unterlegen, sobald er sich ein bißchen erholt hat; denn auf der harten Diele können wir ihn so nicht liegen lassen,“ flüsterte Nathan.

„Warum nicht? Hat er dich und die Deinen etwa leichter gebettet?“

Da traf sie ein Blick aus Nathans entrüsteten Augen, daß sie erschrocken davonschlich, um das Gewünschte vorzubereiten.

Plötzlich kam es Nathan in den Sinn, daß der Mousche vielleicht durch Hunger und Entbehrung nicht weniger, als durch die Mühsale der Reise so geschwächt worden sei, und als Sorle wieder aus der Kammer kam, theilte er ihr rasch

es anzueine Gedanken mit und hat, daß sie sofort nach Eichheim eilen
Thränen und etwas Wein und Zwiebad holen solle.

chene GeSorge machte sich ohne Widerrede auf den Weg, doch
nicht um des ihr verhaßten Mannes, sondern um Nathans
flehendenwillen.

as er fürDieser hatte seine Armut vielleicht noch nie so schwer als
im Stuhl in diesem Augenblick empfunden. Er sann und sann, wie er
hatte, aufden Kranken wieder zu Kräften bringen könnte, und wußte
ernst in vorläufig nichts, als die Kanne mit frischem Brunnenwasser
den Bruch zu füllen und dann ein Bettstück nach dem anderen aus der
Kammer zu holen und es bereit zu halten, bis der Mousche
sich wieder rühren würde.

ten, und Und als ob dieser die angstvoll auf ihn gehefteten Blicke
lock vom des Freundes fühlte, that er einige stöhnenden Atemzüge und
schmerzenden schlug dann die Augen auf.

n Glieder Nathans ließ sich auf die Knie nieder, um den Kranken
er senkte in seine Arme zu nehmen und aufzurichten.

gleichen „Daß mich, Nathan!“ flüsterte dieser abwehrend; „denn
kranken ja des Glücks genug für mich, daß mir noch so viel Kraft
vergönnt war, mich bis zu deinem Hause zu schleppen. Nathan,
d er sich wollte ich sagen, und nochmals deine Hand erfassen, glaub's
men wir nicht, daß ich dich je mit Absicht hätte schädigen können. Ich
bin mehr unglücklich als schlecht gewesen; und das sollst du
auch meinen Kindern sagen, wenn sie aufgewachsen sind und
a leichter es verstehen können; denn dir würden sie glauben müssen, so
sehr sie auch durch andere gegen mich eingenommen wären.“

Augen, Und ein dumpfes, qualvolles Stöhnen entrang sich seiner
vorzu= Brust, und mit erloschener Stimme, die sich nur allmählich
wieder zu festen begann, fuhr er fort:

Mousche „Sag' ihnen, Nathan, sie sollen mir verzeihen, daß ich
ger, als ihnen die Mutter und Geschwister in den Tod getrieben habe.
sei, und Es geschah nicht aus Herzenshärte und grundlosem Eigen=
hr rasch sinn, wie die blinden Menschen mir vorzuwerfen pflegten,

sondern — ach Gott, Nathan! Wie könnte ich es beschreiben was für ein Geist in mich gefahren ist, als meine Frau durch Ziehung ihres Vermögens den Anstoß zu meinem und deinem Ruin gegeben hat. Mein eigenes Unglück hätte ich ihr mit der Zeit vielleicht verzeihen können, nicht aber, daß sie mir die elenden fünfhundert Gulden weigern konnte, die ich fast auf den Knien für dich erfleht hatte, als man dich aus deinem Hause trieb. Es war ja so wenig im Vergleich zu ihrem Barvermögen, und du hättest damit Zeit und einen vorläufigen Halt gewinnen können, bis ich auswärts eine Anleihe gemacht hätte. Aber nichts, gar nichts hat sie mir geben wollen, und das war es, was sich mir in Mark und Bein gefressen und wie ein zweischneidiges Schwert zwischen unsere Seelen und Leiber gelegt hat. Ich konnte ein Weib nicht mehr mit Mannesaugen betrachten, welches mich um unserer Kinder willen aufgeopfert und in meinen kräftigsten Lebensjahren zu einer wirtschaftlichen Null gemacht hat. Und je grimmiger ich dreinschaute, desto verzweifelter war ich über den Treubruch meiner Frau; denn so empfand ich es. Ob dies recht gewesen ist, das zu richten ist nicht Menschensache. Ich würde noch heute nicht anders handeln können, wenn sie durch ein Wunder des Himmels wieder zum Leben käme. Nur daß ich meine unschuldigen Kleinen nicht gesegnet habe, das ist's, was mir das Herz gebrochen hat. Ich glaubte ihre Mutter zu treffen, und habe mich selbst geschlagen; denn die Kinder sind nicht weniger mein, als ihr gewesen. Und deshalb wollte ich an den beiden jüngsten sühnen, was noch zu sühnen ist. Du sollst ihnen sagen, daß ich sie wochenlang gesegnet habe — Tag und Nacht, zu Land und zu Wasser — denn ich bin bis nach England gekommen, um das weite Grab mit Augen zu sehen, das meine Lieblinge verschlungen hat; es ist keine der Leichen ans Land geschwemmt worden.“

Der Ausdruck seiner Augen wurde gläsern und starr. Es war die Hand des Todes, die sich auf den Röchelnden her-

niederfenkte, und mit einem entsetzten Aufschrei griff Nathan nach der Wasserflasche, um dem Sterbenden Lippen und Stirne zu nezen.

An sich selbst — und was wohl Sorle zu dem allem sagen würde, dachte er keinen Augenblick. Er horchte nur immer gespannt auf den Hof hinaus, ob sie nicht endlich mit dem Weine komme. Er vergaß in seiner Angst, daß es im besten Falle einer halben Stunde bedurfte, um ins Dorf und wieder zurück zu kommen.

Und als ob der Sterbende fühlte, wie rasch sein Lebensfaden nun reißen würde, raffte er nochmals seine letzte Kraft zusammen, um seinen Bericht zu Ende zu führen — doch waren die Worte nur noch unzusammenhängend und kaum mehr vernehmbar: „Hamburg — — Hilfe der Glaubensgenossen — — gute Menschen überall — —“ stammelte er in gebrochenen Lauten, und dann mit einer schier übermenschlichen Kraftanstrengung: „Danke, Nathan, Dank und Gottes Segen über dich und deine Kinder, daß du mir das Sterben so erleichtert hast! — —“ Dann noch ein röchelnder Laut — ein letztes Zucken der Hände — und über das fahle Totenantlitz zog ein so friedvolles Lächeln, wie man es im Leben an dem trotzigen Manne nie gesehen hatte: das Lächeln der Erlösung aus unheilbarer Herzensqual.

Leise strich der Nachtwind über das niedrige Strohdach hin.

VIII.

„Jis gadal wjiska dasch — — es werde geheiligt sein großer Name —“ las Nathan aus einem vor ihm liegenden hebräischen Buche, als Sorle leise die Hausthüre öffnete.

„Himmel!“ rief sie, „das Radischgebet!“ Und sie wußte, daß ein Toter im Hause war.

„Nur die Buben nichts merken lassen!“ war ihr erster Gedanke, als sie sich von ihrem Schrecken etwas erholt hatte. Für den Verschiedenen selbst hatte sie weder Worte noch

Thränen; nur der tiefe Schmerz ihres Mannes erfüllte sie mit innigstem Mitgefühl.

Anderß die Bewohner der umliegenden Ortschaften, unter denen der Verstorbene seinen Handel und Wandel gehabt hatte. Wer nur konnte, suchte ihm noch einen Liebesdienst zu erweisen, und war es auch nur das letzte Geleite bei Ueberführung der Leiche auf den Eichheimer Judentirchhof. — —

Auch Sorle lernte des Schwergeprüften allmählich mit einiger Milde gedenken, zumal es ihr so häufig Veranlassung gab, in solch rührender Weise ihres Gatten zu erwähnen. Sie wurde des Erzählens niemals müde, wie der Mousche an jenem Sommerabend in ihr Haus gekommen — oder vielmehr gefallen war — was sie und der Nathan gesprochen hatten, wie ihr zu Mute war, als sie bei ihrer Rückkehr einen Toten fand und denselben einige Tage im Hause behalten mußte.

Daß er ein „böser, böser Mann“ gewesen sei, wollte sie sich dessenungeachtet niemals ausreden lassen; und Nathan mußte es schweigend hinnehmen, wie ein Naturereignis, an dem sich nichts ändern und verbessern läßt.

Vielleicht sei es gut, meinte er scherzend, daß Frau Sorle, wie alle Weiber, ihre Mängel hätte, damit sie als vollkommener Engel ihm nicht eines Tages davon und in den Himmel fliegen würde.

So versuchte er es selten mehr, sie in betreff seines Jugendfreundes umzustimmen. Nur auf dessen hinterlassene Kinder mußte er, so oft es ging, das Gespräch zu lenken; und Sorle hätte keine echte Mutter sein müssen, wenn nicht wenigstens das Loos der armen Waisen ihr zu Herzen gegangen wäre. — —

Jetzt sind mehr als zwanzig Jahre vergangen, seit das Grab sich so früh über dem einst so starrköpfigen Mousche Löb geschlossen hat; und wer jetzt auf der großen Straße zwischen Heimertal und Eichheim in die Nähe des Grenzsteines kommt, der kann wieder den Gang eines Mühlrades vernehmen. Aber

es ist ein völlig gleichmäßiger, ununterbrochener — sei es Sommers- oder Winterzeit, Dürre oder Regenwetter.

Denn aus der niedrigen verfallenen Wassermühle ist eine stattliche Dampfmühle geworden, und wo vormals ein moosbewachsener Giebel und ein verwaschenes Strohdach hinter Erlen- und Zwetschgenbäumen hervorlugte, da sieht man dieselben jetzt weit überragt durch ein freundliches rotes Ziegeldach. Das Haus ist um ein volles Stockwerk erhöht worden, und schon spricht man von einer weiteren Vergrößerung.

Den Nachkommen des Lumpensammlers Nathan Ehrmann ist eben alles zuzutrauen, so augenscheinlich ruht die Gunst des Himmels und der Menschen auf ihren Unternehmungen — besonders seit in der Mühle abermals ein junges Weib hantiert — schwarzgelockt, aber zierlich und klein, wie die immer noch jugendfrische und leichtfüßige Sorle, die jedoch schon seit Jahren keine Lumpen mehr zu sammeln braucht.

Auch Nathan, der stille milde Dulder, hat keine Rückenschmerzen mehr; denn er ist zu seinen Vätern versammelt worden. Die Kraft seines gebrechlichen Körpers hatte mit seiner starken Seele nicht gleichen Schritt halten können.

Das Glück der jungen Müllerleute aber hat er noch erleben und begründen dürfen; denn es war vor allem sein eigenes Werk gewesen, daß der Frum und das Kösele — das jüngste Töchterchen des Mousche Löb — sich in Liebe zu einander neigten. Der Nathan hatte eben das kleine, feine Ding stets lieb gehabt, schon damals, als er ihr die letzten Grüße und Segenswünsche ihres sterbenden Vaters übermittelte. Sie war dabei so über ihr Alter gerührt und verständig gewesen, daß Nathan sie nicht mehr aus den Gedanken verlieren konnte.

Auch Kösele hatte ihm eine Anhänglichkeit bewahrt, die mit den Jahren nur immer größer wurde, so daß sie als heranwachsendes Mädchen öfters zu Besuch nach ihrem Geburtsort kam, um das Grab des Vaters zu pflegen — und

auch, um den Ehrmannsleuten ihre Liebe und Dankbarkeit zu bezeigen.

Dies war für Frum dann wieder ein besonderes Freudenfest, zumal nachdem er seine Lehr- und Wanderjahre ruhmvoll bestanden hatte. Sorle hatte dazu am Anfang kein besonders freundliches Gesicht gemacht, weil dem Rösle nach Abzug ihrer Erziehungskosten wenig oder kein Vermögen blieb, und die Großmutter ihr auch nichts hinterlassen konnte, so daß sie als Magd bei fremden Leuten einen Unterstand suchen mußte.

„Gerade deshalb ist sie mir um so viel mehr willkommen,“ schlug Nathan lächelnd ihre Einwendungen nieder, „damit sie unseren Frum so glücklich mache, wie du seinen Vater gemacht hast, Sorle, und wie es vielleicht auch ihre Eltern geblieben wären, wenn der unglückselige Mammon sich nicht zwischen ihre Seelen und Herzen gedrängt hätte.“

Seit aber Frum auf der Bäckereiausstellung in Stuttgart für die vortreffliche Beschaffenheit seiner Mazzos den ersten Preis davongetragen hat, ist Sorle völlig mit seiner Heirat ausgeföhnt; denn Rösle war es gewesen, welche das Gebäck hergestellt und seither zu ihrer besonderen Specialität gemacht hat. Von weither pflegen alljährlich die Bestellungen einzulaufen, und die junge Frau muß sich gehörig rühren, um dieselben alle berücksichtigen zu können.

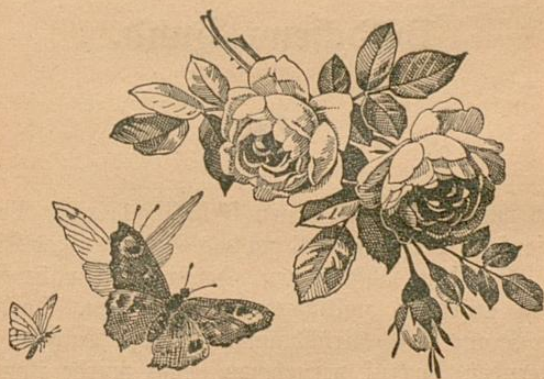
Der Männle aber, der in einer größeren Stadt Badens als Unterlehrer angestellt ist, spricht schon seit mehreren Ferien davon, daß eine Frau, die, wie einst seine Mutter, ihr Vermögen mehr im Kopf als im Beutel trägt, eigentlich noch besser für einen Angestellten, als für einen Handelsmann passe. Denn das Einteilen und Zusammenhalten innerhalb des Hauses sei doch mehr der Natur einer Frau entsprechend, als sich nach außen einen Erwerb zu suchen.

Sorle schweigt auf all diese Anspielungen, wie stets, wenn das Reden zwecklos wäre.

Das Rösle aber weiß, worauf der schöne stattliche Schwager

es abgesehen hat; doch da er noch in einem Alter ist, wo man oft über Nacht seine Ansichten ändert, findet auch sie es am geratensten, die Sache einstweilen sitzen zu lassen, bis sie „von selber krabbelt“.

Dies wird freilich erst eines äußeren Anstoßes bedürfen, worauf der Männle auch schon seit Jahren gewartet hat, nämlich auf seine Anstellung als Hauptlehrer, die bei seinem Fleiß und seinen Fähigkeiten indessen nicht mehr lange auf sich warten lassen wird.



anbarkeit

Freuden-
ruhmvoll
besonders
zug ihrer
und die
ß sie als
mußte.

kommen,
damit sie
gemacht
geblieben
zwischen

Stuttgart
n ersten
r Heirat
Gebäck
gemacht
n einzu-
um die-

Badens
n Ferien
hr Ver-
och besser
t passe.
s Hauses
als sich

s, wenn

chwager



Goldchens Hund.



Es war an einem schönen Frühlingsabend. Von der Stadt jenseits des Flusses klang das Geläute einer Kirchenglocke. Auf den Obstbäumen, deren Blüten bereits zu Früchten ansetzten, zwitscherten die Meisen. Hoch oben auf der Krone eines Kirschbaumes ließ ein Buchfink seinen schmetternden Lockruf vernehmen, doch wurde ihm keine Antwort von seiten seines Weibchens. Sie hatte in ihrem kugelrunden, zwischen dem dichten Laubwerk eines Apfelbaumes versteckten Häuschen ungleich wichtigeres zu thun, als den Gesang ihres eitlen Gefährten zu bewundern. Denn in den blaugrünen, braun gefleckten Eiern hatte sich's zu regen und zu heben angefangen, und schon lag nackt und blind, ein Junges im Neste und sperrte den Schnabel nach einem Würmchen auf, das der in seinen Gesang vertiefte Vater immer noch nicht bringen wollte.

So wenigstens erzählte ein junges Mädchen dem kleinen Blondkopfe, während sie, die letzten Häuser des Villenviertels im Rücken lassend, Hand in Hand auf der mit Obstbäumen bestandenen Landstraße entlang wanderten. Dort, wo ein den Windungen des Flusses folgender Fußpfad abseits über blumige Wiesen führte, blieb das



Mädchen stehen, um den leise verhallenden Schlägen einer Turmuhr zu lauschen. „Sieben,“ sagte sie, das braune Haar aus der Stirne streichend; „wir müssen umkehren, Goldchen.“ —

Der kleine Bursche aber machte eine unlustige Miene. Er hatte ja noch so viele ungelösten Fragen in seinem Köpfehen, wo nämlich die Sonne hingehet, wenn sie erst ganz hinter den Bergen da drüben verschwunden sein

werde, und warum nur er in der nächsten Woche seinen Geburtstag habe, und nicht auch sein jüngeres Brüderchen.

Auf die Antwort der jungen Kindergärtnerin aber, daß er an diesem Tage auf die Welt gekommen wäre, hatte er gleich wieder eine neue Frage, nämlich die, wo er denn gewesen sei, als er noch nicht auf die Welt gekommen war, und die Mutter noch bei ihren Eltern in Mannheim wohnte und der Vater noch nicht die große Fabrik gebaut hatte. — Er zeigte dabei nach dem jenseitigen Ufer, wo einige massiven Schornsteine hinter einer Kastanienallee und einem Gewirr hochragenden Strauchwerks hervorlugten.

Während sich das Mädchen dann verlegen hinter dem kleinen Ohr kraute, um sich auf eine passende Antwort zu besinnen, wurde Goldchens Aufmerksamkeit von einem eigentümlichen Geräusch gefesselt, — er wußte nicht, ob vom dies- oder jenseitigen Ufer des Flusses, dessen Wasserstand ein so niedriger war, daß die Böschungen besonders steil erschienen.

Das Geräusch wurde deutlicher: Rohe Knabenstimmen mit dem Wimmern und Weinen eines kleinen Kindes untermischt. Oder war es ein Hund, der in solch menschlichen Lauten ein ungeheures Weh in die goldig durchleuchtete Landschaft hinauswieselte? — Ja, ein Hund, den die hartherzige Welt offenbar zum Tode verurteilt hatte, und der trotz allen Zerrens und Schlagens der ihn umlärmenden Knaben noch nicht sterben wollte. — Er wußte ja nichts vom Steuereinnehmer, und daß es seine Hundepflicht war, mit Freude und Ergebenheit in den nassen Tod zu gehen, um seinem Herrn, der stets seinen halben Wochenlohn am Sonntage zu vertrinken pflegte, ein paar lumpige Märklein zu ersparen.

„Weißt was, Dietrich?“ sagte einer der kleineren Knaben, „wir wollen ihm einen recht großen Stein in

den Sack thun, und ihn dort unten am Weidenbusch hineinwerfen, wo das Wasser nicht so flach und sandig ist.“

„Ja, aber ich muß den Sack wieder zurückbringen, sonst giebt's Prügel,“ entgegnete der größte im Rudel mit verbissener Miene. „Wir müssen den oberen Zipfel über Wasser halten, bis der Raker zu zappeln aufgehört hat; aber besser wär's, wir thäten ihn am Weidenbusch aufhängen, bis er tot ist, damit ich mich nicht auch noch mit dem nassen Sack zu schleppen habe.“

Fast konnte Goldchen nicht länger an sich halten. Bitternd vor Entrüstung und Aufregung entriß er sich seiner Wärterin. Quer über die Wiesen laufend, um die Krümmung des Fußpfades abzuschneiden, stürzte er sich mit geballter Faust und blühenden Augen auf die formlose Masse, so daß die den Hund umdrängenden Jungen einen Augenblick betroffen zur Seite wichen.

Es waren ihrer vier: drei etwa doppelt so alt, als Goldchen; der vierte, dem der Hund gehörte, schon halbwüchsig, aber am verwahrloftesten aussehend.

Wie beschämt, sich von einem so kleinen Jungen imponieren zu lassen, wollten die Knaben sich im nächsten Augenblick auf Goldchen werfen, wurden aber von Dietrich hinweggerissen, und der eine hierhin, der andere dort hin in den blühenden Wiesenflee geschleudert. Er hatte nämlich in Goldchen den Sohn von seines Vaters Brotgeber erkannt, und üble Folgen für sich gewittert, wenn er dem kleinen Herrenkinde eine Unbill geschehen ließ.

Mittlerweile war auch die Kindergärtnerin herangefommen. Mit zorniger Stimme befahl sie, die Rake freizulassen.

„'s ist keine Rake, 's ist ein Hundevieh,“ entgegnete der ältere Knabe mit trohiger Stimme.

„Und du bist ein Menschenvieh, oder vielmehr ein

Unmensch,“ entgegnete das Mädchen mit flammenden Augen. „Warum habt ihr das Tier ertränken wollen?“

„Weil der Vater die Hundetaxe nicht bezahlen kann, und die Mutter kein Futter für ihn hat.“

Jetzt hatte Goldchen das zappelnde Tierchen vollends aus dem Sacke befreit. Mit tollen Freudenstrümpfen umkreiste es seinen Retter, um dann winselnd zu den Füßen seines verdrossen dreinschauenden Gebieters zu kriechen, als wollte es ihn um Verzeihung für seine allzu große Liebe zum Leben bitten.

„Und das alles kannst du sehen, ohne vor Scham zu vergehen?“ fragte das Mädchen entrüstet.

„Was konnte ich machen? Zuerst wollte der Vater ihn totschießen lassen, hat aber niemand dazu gefunden.“

„Wie heißt dein Vater?“

„Dietrich.“

„O, den kenne ich!“ setzte hier Goldchen eifrig ein. „Er arbeitet in Vaters Fabrik und macht jeden Montag blauen, wie die Köchin sagt.“

„Dann freilich begreife ich, warum er kein Geld zur Hundesteuer aufbringen kann! Zwanzig Mark, nicht wahr?“

„Nein, sechzehn.“

„Gieb sie ihm doch, Hannah, und laß mir den Hund! Ich habe gewiß so viel und noch mehr in meiner Sparkasse! Er soll nur mitkommen!“

„Närrchen du! ein Hund, den man ins Wasser werfen wollte, ist umsonst zu haben. Ob wir ihn aber nach Hause bringen dürfen, ist eine andere Frage! — Nun, schlimmer, als hier kann's ihm in keinem Fall ergehen. Ihr wartet also, bis wir euch Bescheid erteilen lassen!“

Aber Goldchen wollte sich nicht mehr von seinem Schützling trennen. „Nimm ihn mit, Hannah, nimm ihn

gleich mit," rief er leidenschaftlich. „Sie thun ihm sonst etwas an, wenn wir gegangen sind.“

Einen Augenblick stand die Kindergärtnerin ratlos da, als hätte des Kindes Befürchtung auch in ihrem Herzen einen Wiederklang erweckt.

„Nun gut," sagte sie dann zu Dietrich gewendet, „nimm das Tier an die Leine und bringe es nach der Fabrik da drüben. Wie heißt der Spitz?“

„Caro.“

„Keine Rasse?“

„Ich weiß es nicht.“

„Aber Hannah!" rief Goldchen sich dem Tiere nähernd, „er kann mich ja nicht leiden! Sieh nur, wie er an dem garstigen Jungen hinausspringt, der ihm doch so weh thun wollte.“

„Hundetreue," entgegnete das Mädchen, eine Thräne zerdrückend. „Nun komm! Es ist die höchste Zeit, nach Hause zu gehen.“

Was aber sagte Goldchens Vater, als ihm zu seinen drei, zu rechtmäßigen Wächtern der Fabrik bestellten Hunden noch ein vierter zugeführt wurde, und noch dazu ein Frauenhündchen? Er hatte indessen ein viel zu mitleidsvolles Herz, um das Tier seinen Peinigern zurückzugeben. So mochte denn Goldchen seinen Willen haben und seinen Schützling ganz allein behalten.

Mit dem Geldstück, das der Fabrikherr ihm in die Hand gedrückt hatte, suchte Dietrich sich lachenden Gesichtes davonzumachen, ohne Caro auch nur eines Blickes zu würdigen. Kaum aber hatte dieser die Absicht gemerkt, als er sich Goldchens Liebkosungen entriß, um jenem in großen Sätzen nachzueilen. Der Junge suchte ihn mit bösen Worten und zuletzt mit Steinwürfen von sich fortzuschleichen, worauf Caro winselnd zur Seite wich, doch nur, um ungeheißer seine allerschönsten Kunststückchen zu

machen, so daß selbst dem in Not und Elend verhärteten Knaben ein menschliches Erbarmen aus den Augen leuchtete.

„Lassen Sie nur, Herr!“ rief er, sich rückwärts wendend; „ich bringe ihn zu Vater in die Fabrik, und



dort können Sie ihn leichter als hier im Freien an sich nehmen.“

Das war leicht gesagt, aber schwer gethan. Die Treue eines echten Hundegemütes läßt sich weder durch Hunger noch durch Schläge austreiben und hat kein Gedächtnis für Mißhandlungen. Caro würde nur durch die stärksten Bande zu halten gewesen sein, wenn der alte Dietrich, der mehr schwachen als rohen Charakters war, ihn nicht tags über in der Nähe geduldet und durch mancherlei

härten
Augen
schwärts
it, und
Listen an seine neue Umgebung gewöhnt hätte, besonders an einen Fox Terrier, der von gleichem Alter und fast von gleicher Größe wie Caro war und Minnie hieß. Doch dauerte es geraume Weile, bis er dem guten, kleinen Jungen so anhänglich wie vordem dem ungenuten, großen wurde, trotz all der Leckerbissen und Liebkosungen, die ihm als Goldchens Lieblingshund von allen Seiten zu teil zu werden pflegten.

Dann aber ist ein Tag gekommen, an welchem er die Dankeschuld gegen seinen kleinen Lebensretter mit Wucherzinsen heimgezahlt hat; und das ist so zugegangen: An einem heißen Nachmittage im Hochsommer, während in der Fabrik das Maschinenwerk stillzustehen und auch in dem angrenzenden Wohnhause alles in Erschlaffung gesunken schien, hatte das nimmer müde Goldchen in Caros Begleitung das Weite gesucht. Die Kindergärtnerin hatte dessen nicht acht gehabt, da sie einen — wie sie glaubte — sehr notwendigen Brief an ihren Verlobten schreiben mußte.

an sich
e Treue
Hunger
Nächtis
tärksten
Dietrich,
n nicht
ncherlei
Nun hatte Goldchen freilich versprochen, innerhalb der Grenzen von Vaters Besitztum bleiben zu wollen. Als er aber an dessen Umfriedung stand und sehnsüchtig nach dem Fluß ausschaute, auf welchem der Widerschein der Sonne in tausend verlockenden Lichtern blitzte, da kam es über ihn wie eine Bezauberung. Ehe er wußte, wie ihm geschehen war, hatte er sich die Schuhe und Strümpfe von den Füßen gestreift und die Höschen übers Knie hinaufgezogen. Nur ein wenig, — ein ganz klein wenig, wollte er sich die Behen nehen, was ja sicherlich nichts auf sich hatte, da das Ufer flach und das Wasser seicht war.

Voll Verwunderung hatte der Hund dem Beginnen seines kleinen Gebieters zusehen, und als letzterer anfang, ins Wasser zu trippeln — zuerst ganz zaghaft, dann

immer lebhafter und kühner, da konnte auch Caro nicht länger an sich halten, so wenig er auch ein Freund von Kaltwasserkuren war. Vorsichtig setzte er zuerst die eine und dann die andere Pfote hinein, und schon glaubte er Goldchen auf den Fersen zu sein, als dieser plötzlich mit einem dumpfen Schrei in ein Loch versank. Es war zwar nicht tief, doch raubte der Schreck und das vom Grunde anglücksende Wasser ihm alles Gleichgewicht. — Einen Augenblick griff er mit den Händchen haltlos in der Luft umher, im nächsten aber fiel er kopfüber ins Wasser, und sein ungestümes Zappeln führte ihn mehr und mehr gegen die Strömung hinaus.

Aber schon hatte Caro sich ihm nachgestürzt. Mit Riesenanstrengung begann er mit den anprallenden Wogen um seinen Liebling zu ringen, und es wäre ihm ein Leichtes gewesen, ihn ans Ufer zu zerren, wenn Goldchen einen Augenblick still gehalten hätte. In der Todesangst aber schlug er blindlings nach seinem Retter, und im Hin- und Herzerren trieben sie mehr und mehr abseits gegen eine trübe Lache voll Röhricht und Riedgras.

Goldchen war kräftigen Körpers, und sein Begleiter nur ein Spitz; doch wer vermöchte die Allgewalt der Liebe in einer Hundeseele zu ermessen, sowie die Grenzen des Hundeverstandes! Caro hatte sicherlich erkannt, daß er — wenn nicht den Körper, so doch den Kopf des Gefährdeten über Wasser bekommen müsse, und das gelang ihm auch. Jetzt lag er zur Hälfte zwischen versandetem Gestrüpp, zur Hälfte im Wasser, aber so still und ruhig, daß kein leisester Laut mehr das große Schweigen des Sonnenzaubers störte.

Wie der Sturmwind war Caro nämlich davon gesauft. Im Hofe der Fabrik angekommen, versuchte er zunächst einen Eingang in den Seitenslügel zu finden, wo die Wohnräume lagen. Als er aber die Thüren verschlossen fand,

ließ er um die Ecke herum nach dem Hofe, um durch Winseln und Heulen seine Unglücksbotschaft kund zu thun. Leider aber giebt es gar wenig Leute auf der Welt, welche die Sprache der Tiere verstehen können. Man pflegt sie Sonntagskinder und Dichter, oder auch Phantasten und Narren zu nennen, je nach dem Begriffsvermögen der Beurteilenden. Jedenfalls aber war kein Sonntagskind unter den Fabrikarbeitern, welche durch Caros Jammer-töne nach und nach herbeigelockt wurden, und nichts anders vermuteten, als daß das Tier durch die Hundstagshitze plötzlich toll geworden wäre. Einer derselben hatte sich bereits erboten, eine Flinte oder Pistole zu holen; und wer weiß, wie es dem guten Caro noch gegangen wäre, wenn nicht eine junge, blonde Frau ein oberes Fenster des Seitenflügels geöffnet und nach der Ursache des Auf-laufs gefragt hätte! — Mit der ahnungsvollen Hell-sicht eines Mutterherzens war ihr auch sofort die Ge-wißheit geworden, daß, wenn nicht dem Spitz, so doch ihrem Söhnchen etwas zugestoßen sein mußte, anderstwie die beiden Unzertrennlichen gewiß beisammen gewesen wären.

Und als jetzt auch die Kindergärtnerin vom Ober-geschoffe herunterkam und auf die Frage der Hausfrau nach Goldchens Verbleib nichts als ein verlegenes Stam-meln hatte, da war die entgeisterte Mutter auch schon unten im Hofe, während vom entgegengesetzten Flügel des Ge-bäudes der Vater nahte.

Jetzt that Caro einen gewaltigen Freudensprung und stürzte gegen die Eingangsthür und dann wieder zurück, worauf er abermals ein bedeutungsvolles Bellen ertönen ließ. —

Die Eltern hatten begriffen; sie folgten ihrem Führer. Es war eine rasende Jagd über Hecken und Stauden und Gartenzäune. Und nur zuweilen hob das kluge Tier den

Kopf, um sich zu versichern, daß der Abstand zwischen ihnen nicht allzu groß geworden war. Dann ein halb freudiges, halb klägliches Wellen, und ein neuer Anlauf in der Richtung des Flusses, wo Goldchen immer noch regungslos auf Sand und Steingeröll lag — mit verschlammten Haaren und bläulich angelaufenen Lippen. In dessen zeugte das mattschlagende Herz von noch nicht verschwundenem Leben, und so unternahm der Vater gleich an Ort und Stelle die ersten Hilfeleistungen. Nachdem er festgestellt hatte, daß kein Wasser ins Innere des Körpers gedrungen war, nahm er sein Söhnchen auf die Arme, um es heimzutragen, während die Mutter ihm gehlings die nassen Haare trocknete, und Caro voll närrischer Freude die Gruppe umkreiste.

Dank der lauwarmen Luft des Hochsommertages war Goldchen mit einer bloßen Ohnmacht davongekommen. Doch wurde er zur Beruhigung der Mutter ins Bett gesteckt, so sehr er auch dagegen protestieren mochte. Neben ihm saß Caro und schaute unverwandten Auges auf seinen Gebieter; und wenn dieser ihm zulächelte oder „Schwarzer!“ rief, gleich war er auf der Bettdecke, um sich streicheln zu lassen und sich dann, von einer neuen Liebfosung träumend, wieder auf seinen Posten zu begeben.

Armer, kleiner Caro! Das Glück eines Elternpaares über den wiedergegebenen Liebling läßt sich einigermaßen erraten: wer aber vermöchte zu schildern, wie es in einer Hundeseele aussieht, die keine Worte und keine Thränen hat, um ihre Liebe und Treue, ihren Jammer und ihre Trauer auszudrücken. Nichts wurde ihr als jener Klageblick der am höchsten organisierten Tiere, die es gleichwohl nicht bis zum Menschen gebracht haben und auch die übermächtigsten Gefühle aus der dumpfen Naturgebundenheit nicht loszulösen vermögen. Wer aber auch nur einmal Gelegenheit hatte, in diesen wortlosen Kampf und

in diese unergründlichen Schmerzentiefen der Tierwelt zu schauen, der wird sich für immer gedrängt fühlen, diese Abgründe durch die Funken seines eigenen Geistes zu erhellen, und so gut und verständnisvoll gegen die nach Erlösung seufzende Kreatur zu werden, als Huldchen und seine Eltern, dies aus ureigener, angeborener Herzensgüte waren.





Nur ein Mädchen.



Vornehmer Leute Kinder pflegen von ihren Ammen, ihren Wärterinnen, oder gar von ihren Bonnen zu sprechen, ich — ein armes Bauernkind — hatte nur eine Kindsmagd. Diese aber war nicht einmal ein Mädchen, sondern ein Bube — und sogar ein ganz kleiner, der als reicher Leute Sprößling selbst noch einer Wärterin bedurft hätte. So aber wurde er durch die härteste aller Ammen — die eiserne Nothwendigkeit erzogen und war deshalb schon vor den Jahren so männlich zuverlässig, daß man ihm meine Pflege anvertraute, während ich noch in der Wiege lag und mein überflüssiges Dasein durch nichts als Schreien bemerkbar machen konnte. — Daß ich aber gar so viel und laut geschrien habe, besonders nachdem meine Kindsmagd mir steifen kalten Mehlbrei, oder noch Unverdauliches in den Mund gestopft hatte, ist kaum verwunderlich, und ebensovienig, daß ich in der ganzen Nachbar-

schaft durch mein häufiges Weinen ein Gegenstand der Mitleidung wurde.

Wenn ich es aber gar zu arg machte, so nahm meine Kindsmagd mich aus dem Wiegenbettchen, indem er mich mit beiden Armen um den Leib faßte und meinen wackeligen Kopf so lange gegen seine Schulter preßte, bis mir der Atem ausgegangen war, oder bis ich aus einem anderen Grunde zu schreien aufgehört hatte. —

Dann legte er mich hoch erfreut in meine Wiege zurück, schüttelte das Kopfkissen und das mit Spreu gefüllte Unterbettchen auf, und da ich wohl fühlen mochte, daß ich jetzt dankbar sein und stillschweigen sollte, so blinzelte ich mit den Augen und that aus Höflichkeit, als ob ich am Einschlafen wäre. Und — wusch! war meine Kindsmagd vor der Hausthüre, wo seine Kameraden ihre Ungeduld schon lange durch Pfeifen und Miauen kundgegeben hatten. Und dann ging es eben wie es geht, wenn der Pflegling ein nur wenige Monate altes Mädchen und seine Wärterin ein kaum fünfjähriger Junge ist, der trotz aller Männlichkeit den Lockungen der bösen Nachbarsbuben nicht immer widerstehen konnte. —

Und das war während der Erntezeit. —

Als ich dann noch einen oder zwei Sommer älter war, wurde meine kleine Kindsmagd zu Feldgeschäften angehalten, und ich, wo immer es gehen wollte, auch mit hinaus genommen — gewissermaßen als ein drittes Gepäckstück in Gesellschaft des Eßkorbs und der Wasserstübe, nur mit dem Unterschiede, daß jene beständig getragen werden mußten, während ich schon streckenweise gehen konnte. Draußen auf dem Acker aber wurden wir alle drei wieder unter einen schattigen Baum oder hinter eine Dornhecke versammelt. —

Und da saß ich dann den ganzen langen Sommernachmittag, nur ab und zu durch einen freundlichen Zuruf der Mutter oder meiner Kindsmagd erheitert. Die älteren Geschwister hatten weder Wort noch Blick für das kleine, groß-

ängige Ding, für dessen Dasein sie durchaus keinen stichhaltigen Grund erdenken konnten. —

Einmal aber kamen sie dennoch auf mich zugestürmt, aber nur um zu sehen, was ich im Schürzchen hatte und mit solch zärtlichen Lauten und Gebärden liebte. Sie wußten ja, daß es keine Puppe sein konnte, da ich einen derartigen Luxusartikel nie besessen hatte. —

Nun sollte ich das Schürzchen aufmachen, zog es aber nur um so fester zusammen. Und als man es mir mit Gewalt geöffnet und mir mein „Eigadelesvoge!“ scheltend ent-rissen hatte, da brach ich in ein solch unbändiges Weinen aus, daß meine Kindsmagd sich ins Mittel schlug und bat, daß man mir doch meinen Frosch lassen sollte. Nichts anderes nämlich als ein großer gelber Stoppelfrosch war es, den ich mit der ganzen Liebesfülle meines einsamen Kinderherzens übersättigt und mit dem Rosenamen „Eigadelesvoge!“ getauft hatte. Denn seine Farbe glich den mit Zwiebelschale gefärbten Ostereiern, deren ich mich als eines seltenen Leckerbissens noch vom Frühjahr her erinnerte.

Was aber glich meinem Schmerz, als ich diesen meinen Wundervogel nun zuckend und blutend am Boden liegen sah — wegen der Wunden vielleicht, die ich ihm zugefügt hatte im krampfhaften Bestreben, ihn festzuhalten! — Es war ein Weh, dem kein anderes mehr gleichkommen konnte — ein Weh so groß und tief, daß sich der erste Strahl meines geistigen Bewußtseins an ihm entzündet hatte — wie ein Blitz im fahlen Dämmerseine, um dann sofort wieder zu erlöschen auf Monate — ja auf Jahre hinaus.

Deutlich aber inmitten dieses Erinnerungsblickes steht meine kleine Kindsmagd, mein Lieblingsbruder, mit seinen treuherzigen blauen Augen und goldbraunen Haaren, wie er mich in meinem ungeheuren Jammer zu trösten gesucht hat.

Dann wieder Nacht und Dämmer und ungewisses Hin- und Herflackern der Bewußtseinsflamme, bis sie endlich zu

einer stetigen stillen Leuchte wurde, mehr nach innen als nach außen brennend, da ich ja keines Menschen Pfad zu erhellen vermochte und selbst meiner holden Kindsmagd durch meine übergroße Anhänglichkeit mehr eine Last als eine Freude war. Denn überall wollte ich bei ihm sein — in Haus und Stall, in Feld und Wald. Und selbst an den Bäumen, auf die er zu steigen pflegte, sah ich sehnsüchtig hinauf und ging mit mir zu Räte, ob ich nicht lernen könnte, es meinem Bruder auch im Klettern gleich zu thun.

Dann lachte er mich von oben herunter aus und sagte, daß dies einem Mädchen für alle Zeiten unmöglich wäre. — Es dauerte aber nicht mehr lange, so probierte ich es dessenungeachtet, kletterte schnell von Ast zu Ast und saß auf einmal oben, ehe ich recht wußte, wie es zugegangen war.

Hatte mein Bruder mich bis dahin geneckt, so that er jetzt so erschrocken, daß ich schleunigst wieder herabsteigen wollte. Da aber zeigte sich's, daß ich nicht mehr konnte und oben ausharren mußte, bis man vom Dorfe eine Leiter gebracht und mich heruntergeholt hatte. —

Und dann schämte ich mich, that aber ein andermal noch verzweifeltere Dinge; denn immer wollte ich von meinem Bruder bewundert, das heißt geliebt werden. Doch wer hat einen Knaben dergleichen jemals aussprechen hören, auch wenn es ihm auf der Zunge schwebte!

Manchmal freilich entlockte ich ihm das Geständnis, daß ich sehr flink und behende und viel stärker als andere Mädchen wäre. Gleich aber setzte er diesem Lobe wieder einen Dämpfer auf, indem er sagte: „Über Steine werfen — von unten nach oben nämlich, nicht von oben nach unten —, das wirfst du sicherlich niemals zuwege bringen, denn das lernt überhaupt kein Mädchen.“ — Und er mag recht gehabt haben. —

Ein andermal aber habe ich's ihm heimgegeben; doch war dies keine Geschicklichkeit mehr, sondern tollkühne Waghalsigkeit. Und noch sehe ich meinen Bruder vor mir stehen — freide-

weiß vor Schrecken und Grausen und an allen Gliedern zitternd. —

Allein immer und allezeit hören zu müssen, daß man „nur ein Mädchen“ ist, hätte auch ein sanfteres Wesen zur Verzweiflung treiben können!

Es war beim Schleifen auf dem Eise — Buben und Mädchen gesondert auf hügeligen und flachen Wiesenstücken, je nach dem Grade der Gefährlichkeit. Denn am unteren Ende floß „die“ Bach, die zur Winterszeit ziemlich tief und reißend war.

Selbst nur wenige Jungen getrauten sich an der steilsten Stelle der spiegelglatten Erhöhung herabzuschleifen, da dieselbe ohne Uebergangspunkt gerade in das Wasser führte. Unter diesen wenigen aber war mein Bruder, und es mochte daher mehr Angst als Ehrgeiz gewesen sein, was mich veranlaßt hatte, mich an seine Fersen zu heften.

„Geh fort!“ mahnte er einigemal — zuerst in gelassenem, dann aber in scheltendem Tone. Auch die anderen Buben mischten sich darein, aus all ihren Neck- und Stichelreden aber hörte ich immer nur das eine heraus, daß ich eben nichts als ein Mädchen sei.

Ich war anfangs still wie die Luft vor einem brausenden Gewittersturm. Dann aber brach es mir wie ein Feuerstrom aus der kochenden Brust heraus. „Nur ein Mädchen? Mir nach, wer von euch Großsprechern kein Hasenfuß ist!“

Einen weiten Zulauf nehmend, glitt ich darauf über die steilste Stelle des Hügels hinunter — geradeswegs dem brausenden Wasserstrudel zu. Wenig hätte gefehlt, und ich wäre hineingefaut, doch wurde die Wucht meines Anpralls noch rechtzeitig durch einen Weidenstumpf am Bachesrande gebrochen. Und als ich mich auf dem Absatz herumschwenkte, machte ich die Wahrnehmung, daß keiner der Buben sich getraut hatte, mir zu folgen.

Allein wie damals, als ich auf den Baum geklettert war,

mußte ich mein tollkühnes Unterfangen auch jetzt wieder mit einer um so größeren Niederlage büßen. Ich wußte mir nicht mehr von der Stelle zu helfen; denn es gab nur zwei Wege dazu — vorwärts in das reißende Fließchen, oder rückwärts den spiegelglatten Glasberg hinauf, was selbst auf Händen und Füßen rutschend unmöglich gewesen wäre.

Da war guter Rat denn freilich teuer, und ich mußte zähneklappernd aushalten, bis man ein dickes, starkes Brett vom Dorfe geholt und es mir von der anderen Seite des Baches zugeschoben hatte. — Und das war auch das letzte mal, daß ich gegen das Loos, nur ein Mädchen zu sein, in offener Weise Sturm gelaufen war. —

Ich mußte es mir nun gefallen lassen, meiner Kindsmagd mehr und mehr entfremdet zu werden. Denn mein Bruder hatte nun schon angefangen, in die „große“ Schule zu gehen und mit Kühen zu fahren; und an Sonn- und Feiertagen hielt er sich auch nur noch an seine Altersgenossen.

Daß er mich einst auf den Armen getragen oder vielmehr geschleppt hatte, schien er lange schon vergessen zu haben, und sich überhaupt zu gebären, als ob ein kleines Mädchen völlig außerhalb des Schöpfungsplanes gelegen und sich gewissermaßen nur durch eine Hintertüre in die Welt geschmuggelt hätte und schon froh sein mußte, nicht wieder hinausgeworfen zu werden.

Wenigstens habe ich ihn immer im Verdacht gehabt, daß dies seine und anderer Buben Gedanken gewesen seien; und soviel Lob ich auch von anderen ernten mochte, es war mir alles gleichgültig, solange ich meinem Bruder keinen Beifall abgewinnen konnte.

Ich war nun schon ein großes und kräftiges Mädchen geworden, als ich einmal zur Erntezeit nach Hause geschickt wurde, um das Vesperbrot zu holen. Mein Bruder aber war bereits früher mit einer Fuhre Frucht heimgefahren, die wir dann in aller Geschwindigkeit zusammen abladen und baldigst

wieder zurückkommen sollten. Als ich mich unserem etwas abseits vom Dorfe gelegenen Hause näherte, war ich überrascht, den Wagen mitsamt den Kühen noch unter dem offenstehenden Scheuerthore zu sehen, ohne daß mein Bruder auf mein lautes Rufen Antwort gegeben hätte. Er wird sich im Keller eine Sauermilch abrahmen, denke ich, denn die ist für den Hunger und den Durst zu gebrauchen. — Allein mein Bruder war nicht im Keller und nicht in den Wohnräumen des Obergeschosses. — Mit einem Gefühle von Herzbeklemmung eile ich wieder die Treppe hinunter, als ich hinter der in den Hausflur mündenden Stallthüre ein eigentümliches Geräusch vernehme — ein Raufen und Stampfen wie von losgewordenem Vieh und dazwischen ein Keuchen und Stöhnen wie aus einer Menschenbrust. Erschrocken stieß ich die Stallthüre auf, und was ich jetzt erblickte, werde ich zeitlebens nicht mehr aus dem Sinne bringen, und wenn ich achtzig Jahre alt werden sollte: In der Ecke rechts der Kause mein Bruder im Kampf mit unserem jungen Zuchtstiere, dessen Hörner er krampfhaft umklammert hält, während ihm der Körper von der rechten Flanke des wutschnaubenden Tieres an die Wand gepreßt wird.

„Zurück, Luise, zurück!“ ruft er mit fast versagender Stimme, „lauf' ins Dorf und rufe Bürgerhilfe!“

Aber mit einem Blicke die Gefahr übersehend, in der mein geliebter Bruder schwebte, stürze ich mich auf den Stier und umspanne seinen Nacken mit dem rechten Arme, während ich mit dem linken nach der Kette an seinem Halse hasche. Das Tier aber hatte sie mitsamt dem Kloben losgerissen, und so war guter Rat nun freilich teuer geworden. Doch ohne mich zu besinnen, schlüpfte ich unter die Kause, um auf den Knien liegend die Vorderbeine des Tieres mit der Kette zu umwinden und zusammenzubinden. — Fast wäre mir dieses auch gelungen, denn der Stier schien einen Augenblick über den unernarteten Angriff verblüfft zu sein. Dann aber machte er

einen wütenden Seitensprung, indem er mich mit sich fortzerre, da ich die Kette nicht losgeben wollte.

„Laß gehen!“ rufe ich meinem Bruder zu; „dort der zweite Kloben! Ich ziehe, und du schiebst — —“ Allein, es sollte anders kommen. Denn kaum hatte mein Bruder die Hörner gehen lassen, als er mit einem markerschütternden Schrei längs der Mauer auf den Boden fiel. — In die Höhe springen, meinen Bruder umschlingen und ihn zwischen der Mauer und den stampfenden Hinterbeinen des Stieres hinweg auf den Flur hinaus tragen — es war das Werk eines Augenblicks. Dort ließ ich meine Bürde auf die Steinfließen hinabgleiten, riß hinter mir die Stallthüre zu und öffnete die Hausthüre, um zu sehen, ob ich einen noch Lebenden oder einen Toten gerettet hatte.

Und schlimm genug war mein Bruder freilich zugerichtet, die rechte Schulter von Blut überströmt, das Gesicht so weiß wie Schlehenblüte, die Augenlider halb geschlossen — — Allein er lebte, er atmete noch — und so galt es vor allem, keine Zeit zu verlieren. —

Nachdem ich dem Verletzten ein Graßtuch unter den Kopf geschoben hatte, begann ich, den rechten Hembärmel am Handgelenke aufzuknöpfen, als mein Bruder mich am Arme faßte und sich daran aufzurichten suchte. Gleich aber sank er mit einem Schmerzensröcheln wieder zurück. „Es ist links — das Knie oder die Hüfte,“ ächzte er, „etwas ausgerenkt oder zerbrochen, wo der Kerl mich angepreßt hat. Schnell den Sezler holen. Der Schultersehmiß ist Nebensache.“

„Erst mußt du auf deinem Bette liegen, bevor ich dich allein lassen kann.“ Und ehe mein Bruder es zu wehren vermochte, hatte ich ihn abermals unter den Armen gefaßt und vom Boden aufgehoben, daß er sich übel oder wohl an meinem Nacken halten mußte, um mir die Last nicht noch schwerer zu machen.

So trug ich ihn die Treppe hinauf in die Nebenstube, wo er zu schlafen pflegte und eilte dann spornstreichs das Dorf hinunter dem Hause des Chirurgen zu. Ein Glück, daß er seine Güter in Pacht gegeben hatte, anderswie er jetzt schwerlich zu Hause gewesen wäre. —

Als das alte Männchen bald darauf mit seiner Instrumentenschachtel kam, hatte ich die immer noch blutende Schulter meines Bruders notdürftig verbunden und ihm Stirne und Hände mit Wasser genehrt. Als der Sebler ihn untersucht hatte, ließ er sich das längste Handtuch geben, das ich in der Truhe hatte und befahl mir aufzumerken. „Das Ding da wird kreuzweis ums linke Fußgelenk geschlungen — so! — Jetzt beide Enden gepackt und festgehalten — so! — du bist ein starkes und beherztes Mädchen, aber halt doch nur ein Mädchen; und es gehört mehr Kraft und Mut dazu, jemand, den wir gern haben, weh zu thun, als ihn vor einem wütenden Stier zu retten. Aber du wirst bedenken, daß jede Minute Verzögerung und jede ungeschickte Bewegung deinerseits ihn auf Lebenszeit zum Krüppel machen könnte, und daß zu dieser Stunde im ganzen Dorf vielleicht kein einziger Mann zu finden wäre. Sobald ich ihn unter den Armen gefaßt und auf drei gezählt habe, mußt du aus Leibeskräften das Handtuch anziehen, ohne dich an etwas anderes als mein Kommando- wort zu kehren. Du versprichst mir das? — Also abgemacht! — Eins — zwei und — drei!“ — — Und jetzt ein leises Stöhnen, dann ein fürchterliches Knacken — und mir wird's schwarz vor den Augen. „Loslassen!“ schreit das Männchen. In einer traumhaften Schwäche lasse ich die Zipfel des Handtuchs aus den Händen gleiten, um dann mit einer seitlichen Körperneigung lautlos zu Boden zu fallen. Ich war ohnmächtig.

Doch als ob ich den Schreckensruf meines Bruders gehört und seinen angstvoll auf mich gerichteten Blick gefühlt

hätte, begann ich mich gleich darauf wieder zu ermannen und am Bettpfosten in die Höhe zu richten.

„Halt doch nur ein Mädchen,“ sagte mein Bruder unter Thränen lächelnd, „aber was für eines!“

„Ja,“ bestätigte der Chirurg, „ich hätte mir zeitlebens keinen besseren Gehilfen wünschen können. Aber nun schleunigst Wasser und Verbandzeug geholt; was jetzt noch kommt, ist eigentlich ein Kinderspiel, doch pflegt mancher Mann davonzulaufen, wenn er Blut fließen sieht.“ —

Das habe ich nun freilich nicht gethan, sondern die Zähne übereinander gebissen und wacker zugegriffen, wo immer der Seßler es befohlen hatte. Die Wunden meines Bruders sind freilich wegen der noch kurzen und stumpfen Hörner des Thieres nicht tief, der Blutverlust aber größer gewesen, als sich am Anfang übersehen ließ, wie der am folgenden Tage aus der Amtsstadt herbeigeholte Arzt konstatierte. Es war daher meine Hauptaufgabe, den Geschwächten wieder zu Kräften zu bringen, und seine Pflege wurde mir um so williger überlassen, als die Ernte nahezu unter Dach gebracht war, und das Ohnmachen noch nicht begonnen hatte. Ich mußte nun meinen Bruder heben und legen und ihm wie einem Kinde das Essen eingeben, da er seinen rechten Arm nicht gebrauchen konnte und seiner linken Hüfte wegen sich nicht bewegen durfte.

Oft mußte ich ihm erzählen, wie der Stier, nachdem er sich müde und wund geraßt hatte, von den Nachbarn gebändigt worden war, und wie ich es zu verhindern wußte, daß er keine Schläge bekommen hatte.

Ich und mein Bruder aber sind von der Zeit an wieder unzertrennliche Gefährten geworden. Denn ich war ja nun auch seine Kindsmagd gewesen, hatte ihn auf den Armen getragen und ihm zu essen gegeben; und ein Bund, der so wie dieser auf Gegenseitigkeit beruht, pflegt bis zum Grab und noch länger zu dauern.



Was dem Oberpostrat Lauer mann passiert ist.



Dem Herrn Postrat Lauer mann in R. ist vor nicht langer Zeit ein Stücklein passiert, das für seine Familie sowohl als für seine Untergebenen soviel als vierzehn Tage Regenwetter bedeutete. Niemand wußte anfangs einen Grund dafür zu finden, warum der unwölkte Haus- und Bureauhimmel sich gar nicht mehr erhellen wollte. Die nämlich, welche schuld an diesem Regenwetter waren, haben wohlweislich still geschwiegen, bis „sie sich gekriegt hatten“; denn daß sie sich haben wollten, war ja gerade die Ursache des Unwetters gewesen. — Und wer, der ein fühlendes Herz im Busen hat, vermöchte dem Herrn Postrat dieses übel zu nehmen — einem Vater von drei unverfögten überheiratsfähigen Töchtern, die er schon so manchen kalten Winter von Ball zu Ball und von Gesellschaft zu Gesellschaft geschleppt hatte!

In Erinnerung an all die gehaltenen Auslagen und verunglückten Heiratsprojekte ließ er sich eines Montagmorgens auf seinem Bureaustuhl nieder, strich sich das schon stark ergraute Haar aus der Stirn und starrte geistesabwesend vor sich nieder. Denn Ostern war vor der Thüre — eines der frühesten seit Menschengedenken — und bis er erst alle Rechnungen für die Frühjahrstoiletten seiner Töchter wieder bezahlt hatte — na, wenn es darüber auch Herbst und Winter werden sollte, zu umgehen war es eben in keinem Falle. —

Und alles vergeblich! Alles vergeblich! — Er hatte im Kreise seiner Kollegen und an den Stammtischen der Gasthäuser so lange über alte Jungfern gewitzelt und gespöttelt, besonders über seine Telegraphistinnen, daß er jetzt in der unbefangenen Nachfrage nach seinen Töchtern bereits allerlei schadenfrohe Hintergedanken herauszuwittern glaubte.

Er seufzte über die wachsende Heiratsunlust seiner höheren Beamten und ertappte sich auf dem Gedanken, daß das Räderwerk des Lebens doch ungleich verwickelter sei, als er sich dasselbe bis dahin vorgestellt hatte.

In diesem erkenntnisvollen Augenblicke wurde der Telegraphensekretär Brenner angemeldet.

„Gleich hereinkommen!“ rief der Postrat wie elektrifiziert und versuchte, sich eine möglichst heitere und unbefangene Miene zu geben.

Er wußte längst, daß seine zweite Tochter Rosamunde gar nicht abgeneigt war, sich von dem vielumwobenen Junggesellen in seine große geräumige Wohnung hineinführen zu lassen und ihm zur Ausfüllung derselben ein halbes Duzend Buben zu schenken. Ja, es würde ihr auf ein ganzes Duzend nicht angekommen sein, wenn sie der „schrecklichen“ Gefahr, eine alte Jungfer zu werden, dadurch entgehen konnte.

Der Herr Sekretär führte sich denn auch in einer solch verlegenen Haltung ein, daß dem Herrn Postrat vor Wonne das Herz zu zittern begann. Er erhob sich von seinem

Stuhle und blickte immer ermunternder und verheißungsvoller. Denn so zaghaft wie jetzt hatte die hohe kräftige Gestalt seines Untergebenen noch niemals vor ihm gestanden. Und eine Dienstangelegenheit konnte davon nicht die Ursache sein; Sekretär Brenner hatte noch nie etwas zu klagen oder zu erbitten gehabt.

Freilich ist es auch keine Kleinigkeit, von einem Vorgesetzten seine Tochter zu begehren, selbst wenn man bei fünftausend Mark Gehalt solch strahlende Augen und einen solch stattlichen Vollbart hat.

„Der Herr Postrat werden entschuldigen — —“

„Gar keine Entschuldigung nötig, mein lieber Herr Sekretär — —“

„Daß ich in meinem vorgeschrittenen Lebensalter — —“

„Ei warum nicht gar! Ein Bierziger ist noch in seinen besten Mannesjahren — —“

„Eine solche Veränderung — —“

„Immer noch frühe genug, Herr Sekretär! Doch wollen Sie sich nicht niederlassen?“

„Nein, ich danke, Herr Postrat! Ich wollte nur noch sagen, daß sich auch in Ihren Verhältnissen eine große Umwandlung — —“

„Nichts natürlicher, als das! Denn was sind einem Mädchen Vater und Mutter, wenn sie den Gatten ihrer Wahl gefunden hat?“

„O, was das betrifft, Herr Postrat, so hat dies keine Schwierigkeit; sie hat längst schon keine Eltern mehr. Um aber schon jetzt in den Ruhestand versetzt zu werden, ist sie noch nicht alt genug. Die Direktion müßte da schon ein Einsehen haben, weil sie an die zwanzig Jahre aus gewissenhafteste ihren Dienst versehen hat, fast niemals krank gewesen ist, wenig Urlaub und Freikarten verlangt hat und — und — —“

Weiter vermochte er nicht zu kommen. Der Postrat hatte mehr und mehr eine bedrohliche Haltung angenommen und sich

jetzt buchstäblich auf dem Absatz herum gedreht, wobei ihm die Feder vom Ohr herabgefallen war und die Augengläser eine bedenkliche Verschiebung erlitten hatten.

„Was! an eine alte Jungfer, an eine Telegraphengehilfin wollen Sie sich wegwerfen? Ein Mann von Ihrer Lebensstellung!“ rief er schneidend.

„Sie hat ein Einsehen gehabt und mich nicht lange liegen lassen, sondern mich gutherzig zu sich heraufgezogen. Und jetzt bin ich der Glückliche der Sterblichen.“

„Mensch, Sie sind verliebt — —“

„O sehr!“ versetzte der Sekretär mit lächelndem Gleichmut.

„Ein Mann in Ihren Jahren — und so einen dummen Streich begehen!“

„Meine besten Mannesjahre, Herr Postrat, wie Sie ja vorhin selbst gesagt haben!“

„Nun ja! Aber eine Frau von mindestens vierzig — —“

„Gewiß, ein Unterschied von vier vollen Jahren! Allein da sie sich nichts aus meinen fünfundvierzig macht — —“

„Wollen Sie mich noch obendrein begieren — Sie, Sie —! Nichts daraus macht — — Aber Sie könnten ja an jedem Finger eine Zwanzigjährige haben, sobald Sie nur die Hand ausstrecken!“

„Der Himmel bewahre mich! Ich taue nicht zum Pflegevater. Ich will nur eine Frau, die mich gern hat und nicht auf den Männerfang dressiert worden ist.“

„Aber wenn wir noch keine Lust haben, ihr jetzt schon eine Pension zu geben?“

„O, was das betrifft, Herr Postrat! Mein Gehalt ist für beide genug; denn so ein Mädchen weiß trefflich einzuteilen.“

„Aber ist Ihnen denn sonst gar keine Partie zur Verfügung gestanden?“ fragte jetzt der Postrat in gemildertem Tone, während er sich die Brillengläser wieder zurecht rückte und seine Mienen zu glätten suchte. „Es giebt ja doch genug der

Mädchen aus höher stehenden Familien, mit denen Sie sich konnectieren konnten.“

O, Herr Postrat! Gerade jene höheren Mädchen haben mir bisher das Heiraten so verleidet gehabt; denn man ist doch sozusagen auch ein Mensch und keine Versorgungsanstalt für abgetanzte Modepuppen.“

„Unverschämter! Und das wagen Sie mir ins Gesicht zu sagen?“ Und es fehlte nicht viel, daß der wütende Postrat ihn am Kragen gepackt und geschüttelt hätte.

„Ihnen? Ja warum denn nicht?“ stotterte der arme Sekretär, der keine Ahnung von dem bestimmten Falle hatte, auf den seine ganz allgemein gehaltene Bemerkung bezogen werden konnte. „Ich habe wahrhaftig nicht gewußt —“

„Was nicht gewußt! Sie werden sich doch nicht einbilden, daß ich oder meine — —“

In diesem hochverfänglichen Augenblick wurde ungemein lebhaft an die Thüre geklopft und dem Herrn Postrat somit eine der größten Blamagen seines Lebens erspart. Sekretär Brenner aber war froh, jetzt seinen Rückzug nehmen zu können; denn der ungestüme Klopfer hatte gleich darauf die Thüre geöffnet und war ohne weiteres eingetreten.

Unter dem Thore des Direktionsgebäudes blieb der Heiratskandidat stehen, um nach so schweren Strapazen etwas Atem zu schöpfen. Draußen in der Straße aber lag goldiger Frühlingssonnenschein, und einer seiner hellsten Strahlen kam ihm in der Gestalt eines weiblichen Wesens entgegen, das offenbar auf ihn gewartet hatte.

„Ah, endlich!“ rief sie, ihn lebhaft am Arme ergreifend und mit sich fortziehend. „Ich habe mir's gedacht, wie sauer es dir gemacht werden würde — —“

„O, wenn du wüßtest, liebe Anna!“ rief der Bräutigam mit einem verklärten Blick auf die noch jugendliche Erscheinung, die aus grauschwarzen, von langen Wimpern zauberhaft beschatteten Augen zärtlich zu ihm aufblickte.

„Alles weiß ich!“ flüsterte sie lächelnd; „und es thut mir leid, dich nicht zuvor gewarnt zu haben; denn nach deinem Aussehen zu schließen muß der Herr Postrat ungewöhnlich gereizt gewesen sein.“

„Aber ohne mein Verschulden, ich versichere dir, liebe Anna! Denn ein Telegraphenbureau mit weiblichen Angestellten ist doch kein Serail und kein Nonnenkloster, und eine Entführung daraus deshalb nicht wie ein Verbrechen zu strafen.“

„Das nicht, aber eine Postratstochter sitzen zu lassen — —“

Da erst sind dem armen Sekretär die Augen aufgegangen, und er mußte sich einige Sekunden auf den Arm seiner Braut stützen, um sich einen Halt zu geben.

„O Himmel! Und ich sprach von Männerjägerinnen und abgetanzten Modepuppen — —“

„Siehst du es nun? Und in Ahnung dieser Dinge bin ich mittlerweile bei unserem obersten Vorstand gewesen, und er hat mich seines besonderen Wohlwollens versichert, und daß ich in vier bis sechs Wochen meine Entlassung mit Pension erhalten würde. Und wenn der Herr Postrat dir etwas in den Weg legen will, so kommst du um deine Versetzung ein; denn ich und du — nicht wahr! — wir können an jedem Orte glücklich sein!“

„Ja, das können wir, Geliebteste!“ rief er strahlenden Auges. — Sie waren mittlerweile vor dem Telegraphenbureau angekommen und trennten sich jetzt mit zärtlichen Verabredungen, um ihren besonderen Berufspflichten nachzugehen.

Der Herr Postrat Lauermann aber hat es am klügsten gefunden, zum bösen Spiele gute Miene zu machen, wenigstens sobald das vierzehntägige Regenwetter vorüber war und er durch seine Ernennung zum Oberpostrat eine bedeutende Gehaltszulage und damit neue Hoffnungen behufs Unterbringung seiner Töchter bekommen hatte.



Ueber Amerikanisches Erziehungsweisen.



Es darf als eine allgemein bekannte Thatsache vorausgesetzt werden, daß das amerikanische Erziehungsweisen mit ungleich größeren Schwierigkeiten als das europäische verbunden ist. Der Mensch ist seinem innersten Wesen nach zwar überall derselbe, doch regelt sich sein äußeres Verhalten nach den ihn umgebenden Lebensumständen. Diese pflegen in den wenigsten Fällen sein eigenes Werk zu sein; er muß sie als ein Gegebenes hinnehmen, wie seine Charakter- und Geistesanlagen.

Die Kinder der Armen erziehen sich selbst. Sie regeln ihr Verhalten nach den Anforderungen des Augenblicks und ihre Wünsche und Bedürfnisse nach dem Geldbeutel der Eltern. Wo die eiserne Notwendigkeit als Lehrmeisterin auftritt, bedarf es keiner Moralpredigten. Wer nicht das

tägliche Schwarzbrot im Hause hat, läuft keine Gefahr, seine Kinder mit Zuckerbrot zu verwöhnen. Ein Kind, das sich durch die Armut seiner Eltern jede Möglichkeit abgeschnitten sieht, sich in den Besitz eines Ponys, einer Gliederpuppe u. zu versetzen, wird sich nie einfallen lassen, dergleichen zu begehren, sondern sich mit wertloseren, innerhalb seines Reiches liegenden Spielsachen begnügen.

Ebenso verhält sich's mit seinem Arbeitstrieb.

Wo täglich und stündlich der Hungerwolf von der Thüre abgewehrt werden muß, setzt das gutgeartete Kind ganz ungefragt seine körperlichen und geistigen Kräfte ein, auch wenn dieselben noch so gering und unentwickelt sind.

Für Kinder dieser Gesellschaftsklasse bedarf es auch in Amerika keiner künstlich ausgearbeiteten Erziehungssysteme; dagegen ließe sich für die Kinder der reichen Leute sehr viel gewinnen, wenn man sie nach einer ähnlichen Methode erziehen — das heißt die Erziehung des Lebens mit der Erziehung der Schule verbinden könnte.

Das Mißverhältnis zwischen den beiden Erziehungsarten pflegt sich indessen um so greller herauszustellen, je mehr die Eltern mit materiellen Gütern gesegnet sind, bis der Uebermut des Kindes bis zu jenem Grade anschwillt, wo es sich als ein völlig unverantwortliches Wesen empfindet, das lauter Rechte und Privilegien, aber gar keine Verpflichtungen hat.

Dies ist bei dem allgemeinen Volkswohlstande thatsächlich in Amerika der Fall. Der Geldadel hat den Geburtsadel der Alten Welt noch nicht bis zu jenem Grade ersetzt, daß er das bekannte „noblesse oblige“ zur Richtschnur seines Betragens und Verhaltens gewählt hätte. Wo der Besitz von den Eltern selbst als ein Freibrief für willkürliches und ungezügelttes Handeln aufgefaßt wird, kann man auch von den Kindern nichts anderes als Wider-

feßlichkeit, Launenhaftigkeit und Trägheit erwarten. Aber auch wenn die Eltern von Haus aus zu den Gebildeten gehören, die den redlichen Willen haben, ihre Kinder nicht mit Wissen und Absicht zu verziehen, so können künstlich geschaffene Verhältnisse doch nie und nimmer die natürlichen erzeugen. In einem Hause, wo selbst der Hund mit Leckerbissen gefüttert wird, läßt ein Kind sich gar schwer an Enthaltbarkeit gewöhnen. Wo es sich aber in der Familie als Tyrann gebärden und immerwährend nehmen darf, ohne jemals das Geringste leisten zu müssen, ist es in der Schule ein vergebliches Mühen, die socialen Instinkte des Kindes wachrufen zu wollen. Es weiß ja nur zu gut, daß Erziehungsergebnisse noch nicht vor das Forum der Gesamtheit gezogen werden, und daß im gewöhnlichen Lauf der Dinge auch der schlechteste Zögling durch den Reichtum seiner Verwandten vor den natürlichen Folgen seiner sittlichen und geistigen Minderwertigkeit geschützt wird.

In Anbetracht alles dessen ist es gar kein Wunder, daß die amerikanischen Kinder sich so schlecht, aber ein großes, daß sie sich trotz alledem und alledem noch so gut betragen! Wenn die unter europäischen Systemen erzogenen Kinder an Unterwürfigkeit, Höflichkeit, Selbstbeherrschung, Fleiß, Ausdauer u. s. w. den amerikanischen bei weitem überlegen sind, so besitzen die letzteren dagegen einen ungleich größeren Gerechtigkeits Sinn gegen ihre Mitschüler und ein dementsprechend geringeres Quantum von Neid, Eifersucht — und deren positive Aeußerungen: Bosheit und Grausamkeit.

Das europäische Kind betrügt sich besser gegen die Erwachsenen, d. h. Stärkeren, — das amerikanische betrügt sich besser gegen seinesgleichen und wohl auch gegen den Schwächeren. In dieser wie in anderer Beziehung ist das Kind ein Abbild des Erwachsenen. Der Amerikaner kann,

sinnbildlich und buchstäblich gesprochen, im Affekte der Leidenschaft den Gegner zu Boden schlagen, doch wird er kein wehrloses Geschöpf mit hundert kleinen Nadelstichen zu Tode quälen. Und ebenso findet man auch bei Kindern nicht so häufig die niedrigsten Formen der Rachsucht und Bosheit, und bei jung und alt überhaupt keine so große Gehässigkeit im Alltagsverkehr, wie in der Alten Welt.

Die Unterschiede des Vermögens und Standes erbittern den Menschen eben weit weniger, wo auch der Geringste des Volkes der Möglichkeit, — wenn auch selten der Wirklichkeit — nach zu den größten Reichthümern und den höchsten Ehrenstellen gelangen kann.

Die Fehler sowohl als die Tugenden der Erwachsenen — und folglich der Kinder — werden durch die Regierungsform eines Landes bedeutend modificiert. Das amerikanische Kind widersetzt sich offen und gewaltthätig jeder Autorität, die sich nicht moralisch als solche zu behaupten vermag, das deutsche fügt sich dem Befehle mit scheinbarer Unterwürfigkeit, um ihn im geheimen dann auf alle Weise zu umgehen. Je größer der Zwang auf der einen, desto größer die Heuchelei auf der anderen Seite.

Das amerikanische Kind, das sich keinerlei Unbill gefallen läßt, braucht sich für keine zu rächen, und es charakterisirt sich überhaupt durch das, was man in der englischen Sprache mit „fair dealing“ bezeichnet, — soweit dies innerhalb seiner Fassungsgabe liegt. Man wird in einer deutschländischen Schule selten die Beobachtung machen, daß Kinder auf einen besonders begabten Mitschüler stolz zu sein pflegen, wie dies in Amerika thatsächlich der Fall ist. Im Gegentheil verfolgen sie ihn mit dem grimmigsten Haß, auch wo er ihnen seine Ueberlegenheit nicht fühlbar zu machen sucht.

Auch in anderen Stücken muß man dem amerikanischen Kinde Gerechtigkeit widerfahren lassen, obgleich seine

besten Eigenschaften in der Regel nur den Altersgenossen zu gute kommen, während Erzieher und Lehrer am meisten von seinen Fehlern zu leiden haben — und das Kind selbst in der Folgezeit nicht weniger. Denn alles, was man sonst als Verhalten des Menschen gegen sich selbst bezeichnet — als da sind: Pünktlichkeit, Ordnungsliebe, Fleiß, Mäßigkeit und anderes mehr —, wird in Amerika in der ersten Erziehung so vernachlässigt, daß auch die beste Schule es selten wieder völlig nachholen kann.

Die Zukunft mit ihren schrecklichen Wucherzinsen an der Vergangenheit vermag selbst auf die reife Jugend nur wenig oder keinen Eindruck zu machen. Das ganze amerikanische Volk ist eben Optimist par excellence; es steht noch im Jugendalter und muß für seine Erfahrungen erst Lehrgeld zahlen, während auf der anderen Seite ein ungeheurer Reichtum ihm eine Macht verleiht, mit deren beispiellos raschem Ansteigen die durchschnittliche Volksbildung unmöglich gleichen Schritt halten konnte.

Wo die Kinder in ihrer Anmaßlichkeit, Frechheit und Uebermütigkeit den Eindruck aufgeblasener, geldprozigter Emporkömmlinge machen, haben sie meistens an den Eltern selbst keine besseren Beispiele vor Augen gehabt.

Aber auch vernünftige und gebildete amerikanische Eltern, welche die besten Erziehungsabsichten in Betreff ihrer Kinder haben, pflegen es darin zu verfehlen, daß sie dieselben wie reife Menschen behandeln. Sie sind gänzlich außer stande, ihre Gebote und Verbote in Form von Gesetzen zu geben. Wo sie zu vernünftig sind, um das verächtliche Bestechungssystem in Anwendung zu bringen, sind sie gleichwohl so unvernünftig, vorauszusetzen, daß das widerspenstige Kind die Triebfedern eines Ge- und Verbotes begreifen wird, sobald dieselben eines langen und breiten erklärt worden sind. Als ob ein Kind von wenigen Jahren abstrakte Zukunftsfolgen in den Bereich seines unent-

wickelsten Vorstellungsvermögens aufnehmen könnte, zumal unter dem Drange einer höchst anschaulichen Versuchung in der Gegenwart!

Solcher Eltern giebt es freilich auch in der Alten Welt mehr als genug, nur mit dem Unterschiede, daß das in Europa als Schwäche erkannt und empfunden wird, während der Amerikaner thatsächlich von dem Grundsatz ausgeht, daß man auch dem jüngsten Menschen nicht mit Gewaltmaßregeln zusetzen dürfe, so lange das Leben eines anderen Menschen von ihm nicht gefährdet wird. Es ist dies die Emancipation bis auf das Baby ausgedehnt, — schade nur, daß das Kind, wie der geistig unentwickelte Mensch jeder Altersstufe, von dem Rechte der freien Selbstbestimmung keinen besseren Gebrauch zu machen versteht.





Das deutsche Volkslied.



Wie im ersten Jahrgang der Hausfreundin eingereichten, verklungenen Volkslieder aus meiner Dorfheimat sind erfreulicherweise die Veranlassung geworden, daß meine bereits im Jahre 1893 fertiggestellte Hauptsammlung¹ nun ihrer baldigen Drucklegung entgegengeht. Ich danke dies dem Deutschen Volksgefangverein in Wien

¹ Die Lieder Sammlung, welche Augusta Bender angelegt und dem Deutschen Volksgefang-Verein zur Herausgabe überlassen hat, ist reichhaltig und wertvoll. Sie enthält 175 Volkslieder, welche alle aus dem Heimatdorfe Augusta Benders (Oberscheffenz in Baden) stammen. Ein einziges Dorf steuert zum deutschen Volksliedereschatz fast 200 Lieder bei, welche seltene Erscheinung, aber auch welche erfreulicher Ausblick hätten wir in jedem deutschen Dorfe eine Augusta Bender, eine Person von solch staunenswerter Treue des Gedächtnisses, von solchem Verständnis für den hohen Wert des Volksliedes, von solcher rührenden Liebe zu den Weisen ihrer Heimat und ihrer Jugend, der Volksliedereschatz wüchse ins Unbegrenzte. — 50 Melodien von den 175 Liedern sind bereits aufgezeichnet; die Schriftleitung plant ein Zusammentreffen mit Augusta Bender, um auch die übrigen Weisen niederzuschreiben und der Vergessenheit zu entreißen. (Aus „Das Deutsche Volkslied“.)

mit seinem Vorstande, Prof. Dr. J. Pommer, dessen Bemühungen in Sachen des echten, wahren Volksliedes und seiner Wiedererweckung nicht hoch genug zu rühmen sind. In der vom Verein herausgegebenen und von Dr. Joseph Pommer und Hans Frauengruber geleiteten Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ sind sie unaufhörlich bestrebt, auf diesen echtsten und edelsten Schatz unseres deutschen Volkstums hinzuweisen, und in der Lust am Gesange, die selbst in den grauenvollsten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges nicht ertötet werden konnte, aufs neue ein gemeinsames Band um alle deutschen Stammesbrüder zu weben.

Wie würde der Deutsche in fremden Landen es auch ohne seine Lieder aushalten können! Muß man sich nicht halb zu Hause wähnen, wenn man in den morgenstillen Straßen einer amerikanischen Großstadt auf einmal einen Bäcker- oder Milchjungen ein deutsches Volkslied summen oder pfeifen hört: das Lied von den zwei Edelkönigskindern, die wegen des allzutiefen Wassers nicht zusammenkommen konnten, vom Scheiden und Meiden, vom Wiedersehen und Nimmerwiederssehen, vom schwarzbraunen Maidelein und dem jungen, treuen Wanderknab, dessen Trauern um den Tod seines Liebchens „kein Ende mehr“ nahm, — und wie sie alle heißen mögen, unsere innigen, sinnigen, deutschen Volkslieder, von denen oft nichts mehr als die Melodie übrig geblieben ist. Er weiß es ja nicht einmal, der deutsche Bäckerjunge im Auslande, wie viel urwüchsiges Deutschtum er in seinem Liederschätze übers Meer mitgenommen hat, und am Ende würde er sich gar schämen, wenn jemand aus seinem Gesange den Schluß ziehen wollte, daß er seine Kindheit auf dem Lande verlebt hat. Denn leider giebt es ja solch thörichter Leute auch heute noch mehr als genug, obgleich gerade die edelsten und vornehmsten Fremden ihre Freude an unseren schönen, deutschen Liedern haben. —

Nein, nicht vergessen und verleugnen wollen wir unser deutsches Volkslied, und mit ihm unsere schlichte, deutsche Eigenart, sondern sie wieder lieb gewinnen und hoch halten wie damals, als der gesamte deutsche Volksstamm sich in seinem Lieben und Hasßen, seinem Hoffen und Wünschen noch eins gefühlt, — als sich die Klust zwischen hoch und niedrig, vornehm und gering noch nicht bis zum gänzlichen Mißverstand und Unverstand erweitert hatte, und die Spinnstube der Konzertsaal der Frauen aller Stände war.

Das melodische Summen des Spinnrades ist freilich im Getöse der Maschinen untergegangen, und dagegen ankämpfen wollen, hieße gegen Naturgesetze streiten. Wie es aber im Volksliede heißt:

Laub und Gras das muß verwelken,

Aber treue Liebe nicht —

so bleibt auch das Menschenherz mit seiner Freude und seinem Leide, seinem Sehnen und Verlangen für immer dasfelbe. Und so lange es noch hangende und bangende, liebende und trauernde Menschenherzen auf unserer Erde giebt, kann auch die Poesie nie untergehen, selbst wenn sie schließlich nichts mehr als die traumhaft schöne Jugenderinnerung eines alt und kalt gewordenen Menschengeschlechts sein würde. —

Man hat mir von einer alten Bauernfrau erzählt, die meine Hausfreundin nur deshalb kaufte, weil sie darin ein Lied aus ihren Jugendjahren gefunden hatte. — Gute, alte Bauernfrau, der die Neuzeit an poetischen Schätzen nicht nur nichts gegeben, sondern alles genommen hatte, was dereinst ihr ererbtes Eltern- und Stammgut gewesen war, und die sich mit den neumodischen Klavierliedern je länger, je weniger befreunden konnte! — Wie sie sich freuen würde, wenn ihre alten Lieder nicht allein gedruckt, sondern auch wieder wie vormals gesungen

würden, — im Wald und auf der Heide, bei den winterlichen Abendzusammenkünften und an sommerlichen Sonntagabenden, wenn Burschen und Mädchen zu Paaren im langen Zuge die Dorfstraße entlang wandelten, und hinterdrein die jüngeren und allerjüngsten, bis der Polizeidiener sie mit drohend erhobenem Stock nach Hause scheuchte!

Und wenn erst die Bestrebungen des Wiener Deutschen Volksgefangvereins nach Verdienst gewürdigt werden, und in allen Gauen der deutschen Reichslande zur Nachahmung anfeuern, so daß auch die Männerchöre sich wieder der Pflege des einfachen Volksliedes widmen, anstatt sich mit den schwierigen Stücken der Kunstmusik abzulagen, dann lernt vielleicht auch unser Landvolk sich mit Bewußtheit der Schätze freuen, die es so lange unbewußt in der Seele getragen hat, bis sie ihm in kindischer Bewunderung des städtischen Wesens nahezu abhanden gekommen sind.¹

¹ Der deutsche Volksgefangverein in Wien, der sich um die Niederschrift und Herausgabe echter deutscher Volkslieder bereits große Verdienste erworben hat — wir erinnern nur an die von ihm besorgte zweibändige Ausgabe von Neckheims Sammlung 222 echte Kärntnerlieder — sandte seinen Vorstand, Prof. Dr. J. Pommer, auf seine Kosten zu dem Zweck der Aufzeichnung der Weisen der von Augusta Bender gesammelten Lieder nach Radolfzell am Bodensee, wo ihm die Sammlerin Augusta Bender ihre Lieder eines nach dem anderen vorsang, und er im Verlaufe von nur einer Woche sämtliche dazu gehörigen Weisen niederschrieb. U. Benders Sammlung liegt nun nach Wort und Ton vollständig abgeschlossen druckfertig vor. Dieselbe enthält 200 Volks- und volkstümliche Lieder aus Oberschwefflenz in Baden. Hoffentlich erblickt dieses interessante Werk bald das Licht der Öffentlichkeit, zumal S. K. H. der Großherzog sein Interesse für das Zustandekommen des Werkes bekundete und eine Subvention zur Kostendeckung in Aussicht stellen ließ.

Bad. Presse, 12. Juli 1900.



Zu Thal.



Nach trägt das Schiff mich fort zu Deutschlands Grenze,
Ein wildes Weh begleitet mich zu Thal — —
Du letzter Strahl aus meines Lebens Lenze
Sei mir begrüßt zum allerletztenmal!

Um meine Jugend rinnen meine Thränen
Und um das schön' verfehlt' Herzensglück;
Kein Trauern, ach! kein noch so heißes Sehnen
Bringt die verlorne Zeit mir je zurück.

Und meine ungebornen Freuden sehen
So trüb mich mit gebrochenen Augen an,
Sie möchten als Erinnerung mit mir gehen
Auf der Verbannung dornenvolle Bahn:

Doch auch um dieses Glück bin ich betrogen,
Ich war als Kind schon aller Freuden bar,
Und auf des Meeres wildempörten Wogen
Bin ich allein — wie ich es immer war.

Drum muß ich immer wieder sie durchmessen,
Zurück zu meiner teuren Heimatsflur,

Als hätte ich das Beste dort vergessen
Und einzufordern von der Allnatur.

Heimat und Fremde haben mir gelogen —
Und tren geblieben ist mir nur der Gram.
O weh! daß je ich in die Welt gezogen —
Und dreimal wehe! daß ich wieder kam!

So irr' ich stets voll unnenbarer Qualen,
Wie um vergrabnen Schatz ein armer Geist;
So muß ich stets um hohen Preis bezahlen,
Was sich mir niemals als ein Glück erweist.

Als Kind hab' Mutter Sorgen ich gelitten
Und in des Wissensdurfes düsterm Bann
Als Mädchen mit dem Schicksal mich gestritten —
Als Weib gerungen wie ein starker Mann:

Und alles, ach! umsonst. — Die Nächsten starben,
Nicht ahnend, was man Leides mir gethan,
Daß alle Blüten mir im Keim verdarben,
Und ganz verödet meine Lebensbahn.

Der letzte, tiefste Schatten ist gefallen,
Und meine Seele ringt in Todesqual,
Wie ein zerfleischtes Lamm in Geierskrallen.
Auch du, mein Lebensschiff, gehst rajch zu Thal.





Alte Volkstrachten.



Das zäheste aller ländlichen Trachtenstücke scheint die Haube zu sein. Sie wurde auch da noch beibehalten, wo die übrigen Kleidungsstücke sich allen Schwankungen der städtischen Mode anbequemten, wenn auch in etwas veränderten Formen. Wenigstens ist dies in meiner engeren badischen Heimat, dem Schesslenzer Thale, der Fall gewesen. Die Haube hatte sich bei den jüngeren Frauen bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, und bei den älteren teilweise noch länger erhalten. Im angrenzenden Odenwalde dagegen ist sie bis heute noch nicht ganz ausgestorben. Freilich ist die Odenwälder Haubenform, wenn auch von ähnlichem Schnitte, nach der Mitte nur etwa halb so hoch aufgesteift und teilweise auch geschnäbelt oder geschweift gewesen. Ostwärts vom Schesslenzer Thale scheinen andere Haubenformen existiert zu haben; wenigstens sah ich bei den nur eine Wegstunde entfernten Seckacher Frauen in meiner Kindheit eine Haubentracht, deren spannenbreite, weit über den Rücken hinabwallende

Bänder und goldgestickte Bodeneinsätze einen prächtigen Kontrast gegen die Einfachheit der Odenwälder Haube bildete. Der Grund dieser Verschiedenheit lag in der größeren Farbenfreudigkeit katholischer Gegenden und Ortschaften, womit auch die schillerseidenen Halstücher, sowie die buntgemusterten Schürzen übereinstimmten.

Einige Jahrzehnte weniger lang als die Haube hat sich die Hemdkrause, der „Striffel“ erhalten. Derselbe ist aus ungleich feinerem Stoff, als das von ihm gekrönte Gewandstück gewesen, und hat sich bald enger, bald weiter der Form des Nackens angeschlossen. Zur Zeit aber, „als der Großvater die Großmutter nahm,“ das heißt, als das Leibchen vorne kaum spannenhoch das Hemd bedeckte, wurde über letzteres das Halstuch gelegt und so weit ins Leibchen hineingeschoben, daß die Enden unten hervor und über die Schürze quollen.

Von einer eigentlichen Kleidertracht nach Abzug der Haube kann folglich kaum gesprochen werden. Ich weiß aus den Erzählungen meiner Mutter, daß zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, der Ausgangsperiode des französischen Reifrocks, sich die Frauen und Mädchen nie breit genug machen konnten, und zu den vielen übereinander getürmten Unterröcken auch noch „Bäuschle“, Hüftenwülste trugen. — Darauf aber sei die Kleidermode ins direkte Gegenteil umgeschlagen. Wenn vorher jede die „breitste“ sein wollte, so wollte jetzt jede die „dünnste“ sein, und deshalb selbst im kältesten Winter keinen Unterrock mehr anziehen. Zum Glück war die Beschaffenheit des Oberrockes aus Tuch oder selbstgemachtem Zeug (Wollzeug) eine so derbe wie die Gesundheit jener Mädchen. Es scheint ihnen nichts verschlagen zu haben, daß sie selbst bei Schnee und Eis „hemdärmelig“ zum Brunnen und zur Vorseze (Spinnstube) gingen. Des Abends freilich haben sie den „Mußen“ (Nieder mit Ärmeln) verstoßen

mitgenommen, denselben aber schleunigst ausgezogen und versteckt, wenn sie Burschen kommen hörten. „Hemdärmelig“ war folglich chic, ganz so, wie es jetzt verpönt ist. — So wechselt die Sitte, wenn auch nicht die Sittsamkeit.



Zur Kirche freilich wurde stets der „Muzen“ angezogen, aber noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts tanzten die Mädchen des Baulandes und Obenwaldes in Hemdärmeln, weißen, mit Taschen verzierten Schürzen, weißen Leibchen und darüber rosaseidenen Rockträgern. Auch wurden von besonders „stolzen“ Mädchen die Hemdärmel mit rosaseidenen Bändern über die Ellbogen hinaufgebunden, was auf junge Gemüter einen geradezu bezaubernden Eindruck machte.

An Stelle des Zeug- oder Tuchrockes aber war derzeit zur warmen Jahreszeit bereits der „eingewebte“ Rock getreten. Derselbe bestand aus hänsenem Zettel und blaubaumwollenem Einschlage; aber noch ungleich eleganter war der Rock aus gewürfeltem Baumwollzeug, oder gar ein Rattunrock mit entsprechendem Sonntagsmutzen.

Unabhängig von allen Modeschwankungen ist folglich nur die von alt und jung — wenigstens vom Tage der Konfirmation an — gleichmäßig getragene Haube geblieben. Die Festtagshaube war weiß, die gewöhnliche schwarz; jene bestand aus Piquéstoff, letztere aus Taffet über Leinwand gesteppt —, eine Riesenarbeit, von der man sich nur durch persönliche Anschauung einen Begriff machen kann. Auf beiden Arten von Haube waren meistens auch kleine Blümchen, schwarze auf weißem, und buntfarbige auf schwarzem Grunde; sie sahen wie gemalt aus, sind aber jedenfalls gedruckt gewesen.

Es sei noch erwähnt, daß die Trachtenstücke der Männer: Dreispiz und langschößiger Zwilch- oder Zeugkittel, sich nicht so lange als die der Frauen erhalten haben, wenigstens im allgemeinen. Dies mag dadurch zu erklären sein, daß die Form des Männerhutes seit Jahrhunderten mit weltgeschichtlichen Ereignissen in Zusammenhang steht, und ein Ausdruck der jeweiligen politischen Strömungen ist, was von der weiblichen Kopfbedeckung schwerlich nachzuweisen sein dürfte.





Allerhand Praktisches.



Giebt es zu viele Frauen auf der Welt?

Zeit fünfundzwanzig Jahren und mehr geht von Zeit zu Zeit eine Bekanntmachung durch die Blätter, daß da oder dort ein fühlbarer Mangel an Krankenpflegerinnen herrsche und weitere Anmeldungen zum Zwecke der Ausbildung dringend erwünscht seien.

Überall in Stadt und Land muß man besonders bei neuem Zuzuge oft wochenlang Umfrage halten, bis man eine geschickte Kleidermacherin findet, die im Stande wäre, noch neue Kunden anzunehmen.

Ferner ist es in größeren Städten mit unverhältnismäßigen Kosten und Mühen verknüpft, sich als alleinstehende Frau außerhalb des Hauses einen erträglichen Mittagstisch zu verschaffen. — In Restaurationen wird sie scheel angesehen, weil sie gewöhnlich nicht trinkt und folglich keine Trinkgelder giebt. Und sich das Essen holen zu lassen, ist meistens noch unthunlicher; denn abgesehen davon, daß dies für den Kostgeber der in Wegfall kommenden Speisereise wegen weniger profitabel ist, so kann man auch sehr

schwer jemand finden, der bereit wäre, zu einer bestimmten Tagesstunde einen bestimmten Gang zu unternehmen. In Privatpensionen dagegen ist meistens nicht genug Platz und Bedienung für außerhalb Wohnende, und noch weniger Lust vorhanden, ihnen das Essen in das von ihnen eingeschickte Geschirr zu verabreichen. — Mit einem Worte, es ist dies ein Gebiet, wo man sich für Geld und gute Worte oft nichts kaufen kann, oder doch nicht, was man haben sollte.

An diesen Beispielen, die noch vermehrt werden könnten, erweist sich die Einseitigkeit der Titelfrage; auf dem einen Gebiete giebt es zu viele, auf dem anderen zu wenig Frauen, je nach dem Standpunkt des Beurtheilers.

Es sind nicht die unteren, an körperliche Arbeit gewöhnten Stände, welche die Frauenfrage in die Welt gesetzt haben, sondern die mittleren und höheren, deren Töchter sich bisher meistens dem überseztesten aller Frauensächer, dem Lehrfache zuwandten, abgesehen davon, ob sie dazu geeignet oder nicht geeignet waren.

Warum aber thun sich Frauen gebildeter Stände, die zum Beispiel ein besonderes Talent zum Kochen und nur geringe Existenzmittel haben, nicht zusammen, um feinere Kochgeschäfte im großen zu betreiben? Wenn der Gewinn im einzelnen auch nur gering wäre, so müßte es, wie überall, die Masse bringen. — Und wenn jede der Teilnehmerinnen nur das übernehme, was sie am besten zu machen versteht, so würde sie es mit so viel Lust und Liebe thun, daß höchstens nur für die größte Arbeit ein Mädchen gehalten zu werden brauchte. Es ist wahrscheinlich, daß an größeren Orten, in Badestädten zc. nicht nur die meisten alleinstehenden Personen beiderlei Geschlechter, sondern auch viele überarbeiteten Hausfrauen sich dieser Anstalten bedienen würden, die eine für feineres Gebäck, die andere für Eingemachtes, die dritte für ein besonderes Stück Braten, das man im kleinen beim Metzger nicht gut bekommen kann, zc. Es giebt in New York manche gebildeten Frauen, die sich mit der Herstellung einer einzigen derartigen Specialität einen Verdienst verschaffen, weil sie Verstand genug gehabt haben, sich nicht blindlings in die überall überfüllte Karriere der Musik- oder Sprachlehrerinnen zu werfen.

Dazu kämen dann noch besondere Anstalten zur Bereitung von vorher zu bestellenden Krankenspeisen: ferner Thee- und Kaffeestuben

mit etwas Gebäc, belegten Brötchen, Salat und Geflügel, denen eine Frau mit höchstens einem Dienstmädchen, oder auch allein vorstehen könnte, da sie nur zu ganz bestimmten Stunden — entweder während der Frühstückzeit oder des Nachmittags innerhalb der Thee- und Kaffeestunden, geöffnet zu sein brauchen.

Auch Blumengeschäfte würden sich vorzüglich zum Betrieb von Frauen eignen. Ich weiß von einer Dame, die unweit Boston ein Veilchengeschäft großen Stiles verwaltet, von welchem viele New Yorker Millionäre, auch wenn sie ihre eigenen Treibhäuser haben, den ganzen Winter hindurch ihre Veilchen zu beziehen pflegen. Und die Dame — was ganz besonders erwähnt zu werden verdient — hatte ohne alles Betriebskapital mit nur einem einzigen Beete angefangen.

Eine andere Dame, Pfarrerswitwe auf dem Lande, die in Amerika bekanntlich keine Pension bekommt, hat an einem belebten Durchgang einer Eisenbahnstation belegte Brötchen zum Verkauf ausgeben und bald einen solchen Zulauf bekommen, daß sie auch ihre Töchter ins Geschäft einstellen konnte.

Von der Obst-, Geflügel-, Bienen- und Seidenraupenzucht ist insofern abzusehen, als dies bereits eine Kapitalanlage an Grundstücken voraussetzen würde. Allein die Erziehung zur Lehrerin — nicht allein in den dazu bestimmten Anstalten, sondern auch mit Einschluß der Extrastunden in Musik, Gesang, Malen, Zeichnen, Sprachen, feinen Handarbeiten und was heutzutage alles von einer Lehrerin gefordert wird, zumal im Auslande — ist eine gewiß nicht geringere Kapitalanlage, die sich in den meisten Fällen ungleich schwerer und langsamer und in sehr vielen auch gar nicht rentiert.

Ferner giebt es in den Vereinigten Staaten noch einen Erwerbszweig, der fast ganz in den Händen der Frauen liegt, besonders solcher, die bessere Tage gesehen haben und durch Todesfälle oder Vermögensverluste sich plötzlich und ohne Vorbereitung vor die Notwendigkeit gestellt sehen, sich ihren eigenen Lebensunterhalt erwerben zu müssen. Solchen Frauen, zumal wenn sie ein vornehmes Aussehen haben und in Trauerkleidung gehen, wird nicht leicht der Zugang zur Hausfrau oder dem Prinzipal eines Geschäftslokales verwehrt, auch wenn sie dem Dienstpersonale nicht bekannt sind.

Dieses Umstandes hat sich denn auch die Geschäftsspekulation im weitesten Umfange bemächtigt — nicht allein in Hinsicht von Patent-

medikamenten, Konsum- und Luxusartikeln aller Art, sondern hauptsächlich auch zum Kolportieren von Büchern, Zeitschriften, Lieferungswerken 2c., die von den sich gegenseitig überbietenden Verlegern in dieser Weise annonciert zu werden pflegen —, ja es giebt Bücher, die überhaupt nur auf diesem Wege bezogen werden können.

Wenn man bedenkt, mit wie viel Takt, Umsicht und Beredsamkeit eine gebildete Frau zur Verbreitung guter Schriften beitragen könnte, ist es ein Wunder, daß die Spekulation des deutschen Buchhandels sich dieser Silbermine noch nicht bemächtigt hat, abgesehen von dem ideellen Nutzen für die Käufer selber.

Was uns deutschen Frauen besonders fehlt, ist eben jener geschäftliche Spürsinn, vermöge dessen die Ausländerinnen, zumal die Französinen und Amerikanerinnen, sich dem wirtschaftlichen Erwerbseleben zuwenden, ohne sich erst ein langes und breites theoretisch darüber auszulassen.

Immer und immer nur „höher“ erziehen und darauf die entsprechenden Lebensansprüche gründen zu wollen, ist nicht geeignet, die Notlage der Frauen (und der Männer) aus der Welt zu schaffen, sondern nur noch zu vergrößern. Die praktischen Anforderungen, welche das Leben an den Menschen stellt, sind unzählige; nicht viele aber sind von Natur berufen, gute Lehrer, Schriftsteller, Künstler 2c. zu werden, so sehr auch die moderne Erziehung von der Annahme des Gegenteiles auszugehen scheint.



Der Badische Frauen-Verein.

Still wie ein Veilchen, das im Verborgenen blüht, hat der Badische Frauen-Verein seine Wirksamkeit entfaltet, bis er zu einem Riesenbaum mit einer himmelanstrebenden Krone und weit hinausreichenden Ästen angewachsen ist, ohne jedoch aus seiner Verborgenheit hervorzutreten und die Werbetrommel zu rühren. So ist es nur den Eingeweihten bekannt, welch herrliches Werk sich unter Führung der Großherzogin Luise, der hehren Tochter Kaiser Wilhelms I., in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vollzogen hat. Ueberall an die bereits vorhandenen Anstalten der Barmherzigkeit

und der Erziehung anknüpfend, dieselben erweiternd und neue ins Leben rufend, hat die erhabene Landesmutter seit ihrem Einzuge in Karlsruhe im Jahre 1856 unablässig gestrebt, ihr Volk zu beglücken, so weit dies überhaupt in menschliche Macht gegeben ist. Dem Kleinsten wie dem Größten wußte sie in nimmer rastender Thätigkeit ihre Aufmerksamkeit zu widmen; den bescheidensten Leistungen hat sie stets ihre volle Anerkennung geschenkt und es in hochherzigster Weise verstanden, durch all die nach und nach angegliederten Zweigvereine des Badischen Frauen-Vereins auch in den kleineren und kleinsten Orten des Landes ein persönliches Herzensverhältnis zwischen Landesmutter und Landeskinder herzustellen.

Den ersten Anstoß zur Gründung des Badischen Frauen-Vereins in Karlsruhe hat der italienische Krieg im Sommer 1859 gegeben, und schon in wenigen Wochen waren 37 Unterabteilungen in vollster Thätigkeit. Als dann durch den unerwartet raschen Friedensschluß das Rote Kreuz der Kräfte der jungen Vereine nicht weiter bedurfte, wandten sich dieselben der Krankenpflege im allgemeinen zu, sowie der Jugenderziehung, der Armenpflege, der Dienftbotenfrage, überhaupt den verschiedenartigsten „Fürsorgen“ auf allen socialen Lebensgebieten. So giebt es am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts kein noch so abgelegenes Dörfchen in Baden, das der Segnungen des Frauen-Vereins nicht in der einen oder anderen Weise theilhaftig geworden wäre, wenn auch nur durch wandernde Flick- oder Kochkurse.

Doch nicht in Baden allein machen sich die segensreichen Wirkungen des Frauen-Vereins geltend, sein Stellenvermittlungsbureau unter Leitung seiner trefflichen Vorsteherin, Fräulein Julie Föfeler, greift weit über die Landesgrenzen hinaus und bewältigt eine Arbeitsmenge, von der nur wenige Eingeweihten eine Ahnung haben. Die jährlich zu Tausenden einlaufenden Briefe würden zu ihrer Sichtung und Beantwortung allein schon eine starke Kraft erfordern, abgesehen von all den persönlichen Besuchen der Arbeitnehmenden sowohl als der Arbeitgebenden, sowie vieler nicht genau zu klassifizierender Angelegenheiten individueller Natur, wie sie nur der elementare Herzensstakt einer edlen Frau zu behandeln vermag.

Die außerordentlichen Leistungen dieser einen Abteilung des Badischen Frauen-Vereins sollen auf Grundlage eines Jahresberichtes etwas näher erörtert werden, berühren sie sich doch mit der Frauen-

frage im allgemeinen — nur mit dem Unterschiede, daß hier nichts als Zahlen, das heißt Thaten verzeichnet werden und es den anderen überlassen bleibt, sich dazu die Theorie zu bilden:

Das Stellen-Vermittlungs-Bureau des Badischen Frauen-Vereins, Gartenstraße 47 in Karlsruhe, konnte im Zeitraum eines Jahres einer größeren Anzahl Töchter gebildeter Stände eine ihren Leistungen entsprechende Stelle vermitteln, jüngeren Töchtern bei einer Berufswahl Rat erteilen, oder zu einer ersten Stelle behilflich sein. Die 3600 eingelaufenen Briefe gewährten einen Einblick in die Bedürfnisse der Zeit, und glücklicherweise können dieselben mehr als früher befriedigt werden, da die Bewerberinnen fast durchgehend Kenntnisse und Leistungen nachzuweisen vermögen.

Stellungen fanden als Erzieherinnen und Lehrerinnen 20; als stellvertretende Hausfrauen 4; als Gesellschafterinnen 2; Buchhalterinnen 2; Kinderfräulein und Kindergärtnerinnen 93; Haushälterinnen 25; Kammerjungfern 43; Stützen 23; Weißzeugbeschleiferinnen 2; Vorsteherin im Krankenhaus 1; im ganzen 215.

Nach Frankreich wurden 26 Fräulein begehrt; nach England 4; nach Ungarn 1; nach Bukarest 1; nach Italien 3; 155 Töchter erhielten in Baden Stellung, 25 im übrigen Deutschland.

Um jedoch die obigen Zahlen gehörig würdigen zu können, muß man in Anschlag bringen, daß Baden ein kleines Land und Karlsruhe eine nur mittelgroße Stadt ist, sowie daß das ganze Unternehmen uneigennützig Zwecke verfolgt und der Mühewaltung entsprechende Gebühren nicht berechnet werden, demzufolge Geschäftsmanipulationen irgend einer Art völlig ausgeschlossen waren und ein Bekanntwerden dieses segensreichen Instituts nur von Fall zu Fall erfolgen konnte.

Der mir vorliegende Vereinsbericht führt dann noch aus, daß es auf dem Gebiete der Krankenpflege, der Kinderpflege und der Hauswirtschaft immer noch an tüchtigen Kräften fehlt, was um so mehr zu beklagen ist, als der Badische Frauen-Verein durch seine Koch-, Näh- und Haushaltungsschulen auf jedem hauswirtschaftlichen Gebiete reichliche Gelegenheit zur Ausbildung bietet. Dabei ist der Verein unablässig bestrebt, mit den Anforderungen der Zeit immer weiter zu schreiten und die Bildungsgelegenheiten dementsprechend zu erweitern. Seit einer Reihe von Jahren werden Buchhalterinnen

ausgebildet, und um den vielen Nachfragen nach Kammerjungfern zu begegnen, hat die Abteilung II des Frauen-Vereins Baden sechsmonatige Unterrichtskurse abgehalten, und zwar für Mädchen, die im Nähen und Kleidermachen bereits einige Erfahrung hatten. Zur Ausbildung von Kinderpflegerinnen hat die genannte Abteilung ebenfalls schon mehrere Kurse abgehalten. Der siebenmonatige Unterricht umfaßt die Ausbildung in der Kinderkrippe, sowie theoretische und praktische Unterweisung in der Pflege gesunder und kranker Kinder, nebst Unterricht in allgemeinen Fächern und hauswirtschaftlichen Verrichtungen.

Wie man sieht, befaßt sich der Badische Frauen-Verein seiner ganzen Natur sowie der seiner hohen Begründerin zufolge vorwiegend mit praktischen Lebensfragen. Mögen andere Berufene das Gebiet der Frauenarbeit nach der Höhe und Tiefe zu erweitern suchen, ein Schaden kann es für niemand sein, in einem wenn auch noch so beschränkten Bereich etwas Tüchtiges gelernt zu haben; kommt es doch bei aller Arbeit mehr auf das „Wie“ als auf das „Was“, mehr auf den Geist als auf den Namen an. Und wer einmal den Ernst und die Gründlichkeit der Arbeit im allgemeinen erfaßt hat, wird nicht so leicht Gefahr laufen, seine Kraft nach Dilettantenart auf einem Gebiete der Kunst oder Wissenschaft zu verträdeln. Wie es dem Künstler oder Gelehrten nicht zu schaden pflegt, als Jüngling einen militärischen Kursus durchgemacht zu haben, so würde auch der größten Künstlerin oder Schriftstellerin ein Kursus in der Krankenpflege, im Kochen oder in Wartung der Kinder u. v. von lebenslänglichem Nutzen sein.





Kochrezepte.



Eierpudding.



Als eine selbst für Kranke leichtverdauliche Nachkost, die ohne besondere Umstände auch in einfachen Häusern hergestellt werden kann, empfiehlt sich eine in England und Amerika beliebte Eierspeise — Custard genannt. Dieselbe läßt sich in verschiedenen Arten herstellen.

1. Man kocht $\frac{1}{2}$ Liter Milch, versetzt dieselbe mit etwas Zitronenschale, Vanille, oder in deren Ermangelung auch mit starkem Kaffeeextrakt und süßt nach Belieben, dann gießt man die Milch in einen erwärmten Topf und stellt diesen in ein Gefäß mit kochendem Wasser, bis die Milch abermals zu sieden anfängt. Dann rührt man 3 gequirte Eier hinein, setzt das Rühren etwa 5 Minuten lang fort, bis die Masse, ohne zu gerinnen, dick geworden ist, und hierauf läßt man sie in eine mit kaltem Wasser ausgespülte Schüssel laufen. Um das Gerinnen zu verhindern, thut man am besten, das Eiweiß zu Schnee zu schlagen.

2. Custard in der Schale. Zu 12—14 Tassen nimmt man 1 Liter Milch, $\frac{1}{2}$ Tasse Zucker und 6 Eier. Man schlage die Eier, das Gelbe separat, dann nochmals mit dem Zucker und dem geschlagenen Eiweiß und thue es in die Milch nebst beliebigem Gewürzextrakt. Dann werden die Tassen mit der Masse gefüllt, etwas Bint oder Muskatnuß wird oben darauf gestreut, und die Speise

wird in tiefen, zur Hälfte mit Wasser gefüllten Blechpfannen bei mäßiger Hitze gebacken. In 20 Minuten probiert man mit dem Löffelstiel, ob die Masse fest ist. Es erfordert die größte Aufmerksamkeit, daß die Hitze nicht zu stark und die Zeit des Backens nicht zu lang wird, damit die Milch nicht gerinnt. Kalt wird das Gericht mit allerlei Obst, oder süßem Rahm oder Milch gegeben, doch kann es nach Belieben auch warm gegessen werden.

Milchpudding.

Eine andere Nachkost, die ich übrigens nur in amerikanischen Farmhäusern gegessen habe, wird aus frischer Milch und Lab bereitet. Das Lab (die innere Haut des vierten Magens junger Kälber) bringt die Masse rasch zum Gerinnen, scheint aber in Deutschland schwer erhältlich zu sein. Die geronnene Masse wird mit Zucker gesüßt, und in einer Milch- oder Rahmsauce gegeben. Jedenfalls könnte auch Zimt oder ein anderes Gewürz dazu gethan werden.

Rote Grütze

nennt sich ein in Süddeutschland völlig unbekannter Pudding, dessen Einfachheit und Schmachhaftigkeit allenthalben seine Einführung empfehlen:

Beliebiger Obstsaft von frischen oder eingemachten Früchten wird mit Gries, Buchweizengrütze oder Sago gekocht, bis die Masse gar ist, gesüßt nach Bedürfnis und in eine mit Wasser ausgespülte Form gethan. Erkalte giebt man die Speise mit Milch, Rahm- oder Vanillesauce.

Wasserkuchen.

1 Pfund Mehl, 2 Eier, $\frac{1}{4}$ Pfund Butter, 1 große Tasse Milch und für 10 Pfennig darin aufgelöste Gese wird zusammen zum Teig in einer Serviette in kaltes Wasser gethan. Nachdem der Teig gegangen ist, wird er mit $\frac{1}{4}$ Pfund Zucker vermischt, zwei Finger dick

ausgewellt, oder zu Brot geformt, mit Butter bestrichen, mit Mandeln und Zucker bestreut und ziemlich rasch — in $\frac{1}{2}$ Stunde etwa — gebacken.

Auflauf mit Kompot.

Gefochtes oder eingemachtes Obst thut man in eine Schale (Schüssel), kocht einen Gries- oder Reismehlbrei in Milch, Zucker und etwas Gewürz, schüttet denselben darüber, etwa einen Finger dick, übergießt ihn mit einem Guß von Zucker, Eiweiß und etwas Roterrübenessig und läßt das Gericht im Ofen etwas trocknen.

In Ermangelung anderer Früchte habe ich das Rezept auch mit gewöhnlichen gedörrten Apfelschnitzen probiert und etwas von der Brühe unter das geschlagene Eiweiß gemischt. Auch so ist das Gericht schmackhaft geworden, besonders unter der Verwendung des *R n o r r s c h e n R e i s m e h l s*.

Holunderbeersuppe.

Daß man aus Holunderbeeren nicht allein Gelee, sondern auch eine schmackhafte Suppe bereiten kann, lernte ich vor noch nicht langer Zeit in Leipzig von meinen Vogiswirten, die aus dem Erzgebirge stammten. Ich ließ mir das Rezept geben: 2 Eßlöffel voll Holunderbeeren, 3-4 Zwiebäckchen, ein Theelöffel voll Rum wird tüchtig gekocht und dann mit einem gequirkten Eigelb abgezogen.

Kartoffelkuchen.

Noch besser aber schmeckte mir ein Kartoffelkuchen, den mir die gleichen Leute Sonntag morgens zum Kaffee schickten; das Rezept lautet: 1 Pfund Mehl, 1 Pfund geriebene Kartoffel, Zucker, große und kleine Rosinen, Butter und Eier werden mit Hefe und Milch zu flach geformten Kuchen verarbeitet. Bevor er in den Ofen kommt wird er mit Butter, Zucker und Zimt bestrichen und dann noch einmal bei dem Herausnehmen.

Bayrische Klöße.

Hat man übriges gekochtes Schweinefleisch, welches nicht fett sein darf, so wiegt man es mit etwas Speck fein, dämpft eine Zwiebel und Petersilie in Butter, schneidet 4 Milchbrote in feine Scheiben und übergießt sie mit etwas heißer Milch, und gibt 3 Eier und 3 große Kochlöffel voll Mehl dazu, verarbeitet die Masse tüchtig, formt sie zu runden Klößen und kocht diese in Salzwasser, worauf man sie mit in Butter gerösteter, feingeschnittener Zwiebel übergießt.

Die Klöße sind in der Regel fertig, wenn sie oben schwimmen, zur Vorsorge aber schneide man immer erst einen auf, um zu sehen, ob sie gar sind. Ist dies der Fall, so müssen sie gleich herausgenommen und warm gestellt werden.

(Aus Emmy Brauns „Neues Kochbuch“, 8. Auflage. J. Schäffer Grünstadt, f. Inserat S. 113.)

Schokoladepudding.

Warm und kalt zu geben.

$\frac{1}{5}$ Liter Milch; 1 Paket Schokoladepudding-Pulver; 30 Gramm Butter; 80 Gramm Zucker; 3 Eier.

Das Pudding-Pulver wird mit 4 Eßlöffeln der Milch angerührt, die übrige Milch mit der Butter zum Kochen gebracht, das Pudding-Pulver hinzugegeben und unter beständigem Rühren zu einem steifen Brei gekocht und mit den nach und nach hinzugegebenen Eidottern und dem Zucker so lange geschlagen, bis ein ebenmäßiger Teig entstanden ist. Nun wird das zu steifem Schnee geschlagene Eiweiß behutsam durchgemischt, der Teig in eine Form gegeben und $1\frac{1}{4}$ Stunde gekocht. Man giebt eine Vanille-Tunke dazu.

(Aus Gebrüder Stollwerks „Kochbüchlein“. Siehe Inserat auf der Deckelseite.)





Plauderstube der Hausfreundin.

Wer die „Hausfreundin von 1900“ kennt, hat sich vielleicht gewundert, warum das vorliegende Werkchen mit einer Nummer in die Welt geschickt wurde. Es ist freilich nicht gebräuchlich, seine Leser in litterarischen Geschäftssachen ins Vertrauen zu nehmen, doch da man allwöchentlich eine ganze Mappe voll Konventionalitäten aus dem Journalzirkel erhalten kann, wird man mir dergleichen persönliche Mitteilungen schon der Abwechslung wegen nicht übel nehmen. Und so will ich denn frischweg bekennen, daß die Hausfreundin für 1900 ein Fehlgriff gewesen ist und zwar nicht wegen des Inhaltes, sondern wegen einer gänzlichen Nebensache. Ich ahnte nämlich nicht, daß das Kalendarium, das ich meinem Geisteskinde sozusagen nur als Reisepaß oder Einführungskarte angehängt hatte, zur Hauptsache gemacht wurde und dementsprechend zu einer falschen Klassifikation geführt hat. Mochte ich auch dagegen protestieren und auf die Eigenartigkeit des Inhalts verweisen, als Kalender wurde es behandelt, und als solcher hat es das Kalenderpublikum nicht befriedigen können. Es hatte ja keine Wetterregeln, keine Mondaufgänge, kein Marktverzeichnis, keine rotgedruckten Sonn- und Feiertage. Und selbst Freunde haben mir briefliche Vorstellungen gemacht über das ungeheure Wagnis, zu der bereits vorhandenen Ueberzahl von Kalendern, die man zum großen Teile gratis bekommt, noch einen neuen zu fügen. — Nein, gewiß, das hatte ich nicht gewollt! Einen „Kalender an die Wand“, einen in die Hand, und einen zum Versandt: alle drei zusammen von Jahrmarktschreibern zu 30 Pfennig und weniger ausgeben — mit solch litterarisch wertlosem Zeuge durfte meine Hausfreundin auch nicht einmal oberflächlich verglichen und verwechselt werden. So mußte das Kalendarium, das all diese Verwirrung angerichtet hatte, eben fallen gelassen und der Inhalt noch reichhaltiger und vielseitiger gestaltet werden.

So hoffe ich nun, daß meine Büchlein sich auch in der neuen Gewandung immer mehr Freunde und Leser erwerben werden, wenn

auch nicht in meinem Heimatsdorfe. Denn dort hat mein Unternehmen überhaupt noch keinen Anklang gefunden — nicht etwa, weil dem Sprichwort zufolge kein Prophet etwas in seinem Vaterlande gilt, sondern weil meine Jugendgenossen es nicht mit der Würde eines Propheten vereinbarlich halten, daß er nicht allein Bücher schreiben, sondern sie auch herausgeben und verlegen, das heißt verkaufen will wie — „der Schuhmacher seine Stiefel verkauft“.

Ja, meine lieben Landsleute! muß denn der Schriftsteller nicht ebensogut wie der Schuhmacher leben, und muß er, um leben zu können, nicht arbeiten und verdienen, d. h. wenn er nicht klug genug gewesen ist, sich einen Millionär zum Vater zu wählen.

Doch nur zufrieden! es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ich muß zum mindesten 3—4000 Stück verkaufen, um auf meine Barkosten zu kommen. Bei 10000 Stück könnte ich einen kleinen Ueberschuß erzielen, bei 20000 etwas für meine vorhergegangene Mühe und Arbeit erhalten, doch erst bei einem Absatz von 50000 Stück würde man davon sprechen können, daß die Sache sich zu rentieren anfange. Ohne Lust und Liebe zur Arbeit selber vermöchte man eine solche Mühe und Sorgenlast nicht zu bewältigen, so aber hoffe ich, daß jeder, dem dies Büchlein zu hande kommt, demselben neue Leser und Freunde erwerben werde. Ich brauche deren noch weit mehr, als im ersten Jahre, da die bessere Ausstattung natürlich auch mehr Geld gekostet hat. Jeder Leser aber kann mehr thun als ich, um das Büchlein des weiteren bekannt zu machen. Denn wer es noch nicht gelesen hat, kann es auch nicht empfehlen, und Empfehlungen von Haus zu Haus sind viel wirksamer als Zeitungsnotizen. Ernste Bücher aber wie ernste Leute pflegen nicht auf den ersten Blick zu bestechen; es bedarf der Zeit, um dieselben schätzen und lieben zu lernen, da sie ihr Bestes nicht ins Schau fenster legen. Ein Bilderbuch für große Kinder soll meine Hausfreundin in keinem Falle werden; dafür sorgen die Familienzeitschriften schon mehr als genug, so daß die Leute jetzt nahezu aufgehört haben, sich mit dem nebensächlichen Lesestoff zu befassen. Ein bißchen Bilder Schmuck ist freilich nicht ausgeschlossen, doch soll er gewissermaßen nur einen Ruhepunkt für das Auge bilden, bis der Geist mit neuer Sammlung sich wieder dem Inhalte zuwendet. Was letzteren anbelangt, so möge er für sich selber sprechen. Ein Bild,

unter welches man schreiben müßte: „Das ist ein Pferd“, würde sicherlich seinen Zweck verfehlt haben. Ich hoffe, daß der Leser den meinigen auch ohne Fingerzeige erkennen und billigen wird. Allen freilich kann es niemand recht machen, und das will ich auch nicht, denn es würde zur Charakterlosigkeit führen, und dann erst würde mein Werkchen seinen Zweck verfehlt haben.



Gemeinnützige Industrie.

Als vor einigen Jahren die Presse ihren Lesern von einem neuen Genußmittel, der Maggi'schen Suppen- und Speisen-Würze berichtete, war ahnte damals, daß sich diese Maggiwürze so rasch die Sympathie unserer Hausfrauenwelt erobern würde! Die Maggi-Gesellschaft ist aber bei dieser Specialität nicht stehen geblieben. In dem Bestreben, auf dem Gebiete der Volksernährung Besonderes zu leisten, bringt sie nun unter ihrer Schutzmarke „Kreuzstern“ drei weitere ebenso billige wie wohlschmeckende und gesunde Artikel in den Handel. Da sind zunächst Maggi's Bouillon-Kapseln, die nur mit Wasser zur sofortigen Herstellung einer kräftigen Bouillon oder Kraftbrühe dienen. Jede Kapsel enthält zwei Portionen concentrirten Auszug von bestem, mit Gemüse gekochtem Fleisch nebst dem nötigen Kochsalz und kostet für Fleischbrühe 12 Pf. und 16 Pf. für Kraftbrühe. Die letztere ist besonders Kranken und Genesenden zu empfehlen. Als zweite Neuheit finden wir Maggi's Gemüse- und Kraftsuppen in Würfeln: Jedermann kann sich in wenigen Minuten für 10 Pfg. zwei Teller vorzüglicher Suppe einfach mit Wasser herstellen. Durch 30 verschiedene Sorten ist auch dem Wunsche nach Abwechslung Rechnung getragen. Mit ihrer dritten Neuheit Maggi's Gluten-Kakao in Würfeln bietet die Maggi-Gesellschaft der Hausfrau wie dem Junggesellen die Möglichkeit, zu dem billigen Preise von 5 Pfg. ein ausgezeichnetes, besonders nahrhaftes Kakao-Frühstück zu bereiten.



Allein echte Apotheker A. Thierry's Lebens-
effenz. Dieses vorzügliche Hausmittel, sowie alle anderen Specialitäten
der Schutzengel-Apothekes des A. Thierry in Pregrada haben ihren
ausgezeichneten Ruf nach jeder Richtung hin gerechtfertigt und sind
daher jedermann bestens zu empfehlen. (Siehe Inserat)



Große Gefahren für Gesundheit und Leben!

Durch alte, schon gebrauchte Bettfedern

werden erwiefsenermaßen in zahlreiche Familien die Ansteckungskeime
vieler bössartiger Krankheiten hineingetragen. Solche Gefahr bringende
Ware wird von unfundigen oder gewissenlosen Händlern leider massen-
haft in den Handel gebracht. Wir nehmen daher gern Veranlassung,
den geehrten Hausfrauen die Firma Pecher & Co. in Herford Nr.
681A in Westfalen zu empfehlen. Diese Firma genießt und verdient
seit vielen Jahren das volle Vertrauen des Publikums. Unter
Garantie der Neuheit werden in allerbesten Reinigung Bettfedern und
Daunen aller Qualitäten zu den denkbar billigsten Preisen geliefert.
Daneben als besonders beachtenswerte Spezialitäten: fertige Betten,
Leib- und Bettwäsche, sowie Hemdentuche und Halbleinen in gleich-
falls unübertroffener Güte und Preiswürdigkeit. Die Firma versendet
auf Wunsch gern kostenfrei Proben ihrer Waren. Dadurch ist jedem
Gelegenheit geboten, sich schon vor Erteilung eines Auftrages von der
Realität und Leistungsfähigkeit des Geschäfts zu überzeugen. Alles
Nähere besagt die Annonce im Annoncentheil der „Hausfreundin“.



Als sorgsame und sparsame Hausfrau möchte ich das Augenmerk
meiner Mitschwester auf ein neues Salat- und Mayonnaise-Del lenken,
welches uns unsere Kolonien in tadelloser Beschaffenheit liefern. Unsere
Frauen befinden sich in einem großen Irrtum, wenn sie glauben, daß
das aus Frankreich stammende Provençeröl reines Olivenöl ist. Die
Olivenzucht hatte durch ein kleines Insekt, welches die Blätter abfraß
und die Früchte hierdurch dem Verdorren aussetzte, sehr erheblich ge-
litten. Es hätte also eine nicht unbedeutende Unterproduktion eintreten

müssen, wenn Frankreich nicht aus den Erdnüssen seiner Kolonien ein dem Olivenöl gleichwertiges Produkt gewonnen hätte. Dieses Erdnußöl wird nun entweder als reines Olivenöl verkauft oder zum Verschnitt des letzteren verwendet, da es trotz seiner vorzüglichen Beschaffenheit erheblich billiger ist. Als nun Deutschland in den Besitz von Kolonien gelangte, in denen die Erdnuß gedeiht, lag nichts näher, als diesen Anbau zu forcieren, um den deutschen Markt unabhängig vom Auslande zu machen. Dem Deutschen Kolonialhause Bruno Antelmann, Berlin C., Jerusalemstraße 28 gebührt das Verdienst, hierzu die Hand geboten zu haben, denn es hat sich bemüht, das deutsche Öl, das an Güte dem französischen absolut nicht nachsteht, dagegen erheblich billiger ist, den weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Gerade die Billigkeit, gepaart mit den anderen guten Eigenschaften, sollte die Hausfrauen veranlassen, einen Versuch mit diesem Öl zu machen. Zum Schaden ihrer Wirtschaftskasse wird dieser sicher nicht ausfallen, und der national gesinnte Hausherr wird freundlich lächeln, wenn er hört, daß seine kluge Gefährtin das Geld nicht ins Ausland trägt, sondern darauf hält, daß es im Lande bleibt und den nationalen Wohlstand vermehren hilft.

Eine deutsche Hausfrau.



MAGGI

DIE GUTE SPARSAME KÜCHE.



MAGGI'S Gluten-Kakao

in Würfeln zur sofort. Herstellung eines ausgezeichneten Kakao-Frühstücks für

5 Pfg.



MAGGI'S Gemüse- u. Kraft-SUPPEN

in Würfeln zur sofortigen Herstellung von 2 Port. vorzüglicher Suppe für
* 30 verschiedene Sorten. *

10 Pfg.

MAGGI'S Bouillon-Kapseln



zur sofort. Herstellung von

2 Portionen kräftiger FLEISCHBRÜHE für

12 Pfg.

2 Portionen feinsten KRAFTBRÜHE für

16 Pfg.



Maggi's

zum Würzen der Suppen, Saucen, Ragouts und Gemüse.

Wenige Tropfen genügen.

Ein Probe-Fläschchen für

25 Pfg.

Zu haben in allen Delikatess- und Kolonialwaren-Geschäften.

1070/57 60/13





27 50843 9 031

BLB Karlsruhe

BLB Karlsruhe



27 50843 9 031



